

II. Jahrgang.
No. 36

6. Kriegsnummer

3. September 1914.
Einzelpreis 19 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

„Die Pflicht heißt jetzt handeln, nicht trauern!“

(Ausspruch des Kronprinzen Rupprecht beim Tode seines Sohnes).



Prinz Luitpold von Bayern, der älteste Sohn des im Felde stehenden siegreichen Kronprinzen Rupprecht, ist im Alter von 13 Jahren gestorben.

Umfang: 16 Seiten.

Zum Siege von Mex. Der deutsche Kronprinz mit seinem Stabe.



Phot. Berliner Ill.-Bl.



Kriegstag von A. Cadenbourg, München-Berlin.

Anton Hoffmann, München.

A. Hoffmann: Batterie Haffe bei St. Hubert (Gravelotte) 18. August 1870.

Den um 4 Uhr nachmittags befohlenen Vorstoß gegen Moscon und Point du Jour eröffneten aus ungünstiger vereinzelter Stellung i. St. Hubert die Batterien Trautmann (4. l.) Haffe (3. r.) und Gähge (3. l.) des VII. Korps. Unter furchtbarem feindlichen Feuer bis auf wenige Geschütz-Bedienungen zusammenschmelzend, zwang die kleine Artillerie-Gruppe gegen Abend den Feind zur reinen Abwehr.

Unsere Südwestafrikaner machen einen Einfall in die Kapkolonie.



Südwestafrikanische Lanzenreiter.



Die Kamelreiterkompanie auf dem Marsche.

Phot. v. Eyck. Windhof.

Die Russen

Was lange währt, wird gut! Am Samstag Mittag flog die Freude durch Deutschland: Die Russen geschlagen. Das war das schönste Geschenk für den Sonntag, das unser Heer uns machen konnte. Schon war vielen das Herz schwer geworden. Man war in Sorge um Ostpreußens Schicksal. Nun ist alles zu einem glücklichen Ende geleitet und dieser ersten großen siegreichen Schlacht werden weitere folgen. Vor allem ist nun das südliche Ostpreußen wieder frei von einem mordgierigen Feinde, der, wo er hinkommt, entsetzliche Spuren hinterläßt. Ueber 300 000 Mann ist das Heer des Zaren stark gewesen, während unsere Truppen weit weniger zählten. Sie haben sich auf das heldenmütigste geschlagen und mehr als 30 000 Gefangene gemacht. Jetzt wird man auch in dem freundlichen ostpreussischen



Eine Straße in dem freundlichen ostpreussischen Städtchen Insterburg.

geschlagen!

Städtchen Insterburg, das von den nördlich ziehenden russischen Truppen bedroht wird, aufatmen, denn nun werden auch diese russischen Heeresmassen gezwungen werden, sich in Bewegung zu setzen und zwar nicht auf Berlin zu, wie es das neue französische Ministerium so gerne sähe. Wir geben von Insterburg nur eine Straßenansicht wieder, aber vielleicht ist sie für viele doch eine Ueberraschung. Immer noch bestehen falsche Vorstellungen über unsere Städtchen im „fernen Osten“. Es gibt immer noch Leute, die glauben, daß da oben die Wölfe auf der Straße herumlaufen. Daß dem nicht so ist, beweist das freundliche, saubere Straßenbild. Eine deutliche Sprache von den Ereignissen im Nordosten reden die in Berlin eingetroffenen ostpreussischen ländlichen Familien, deren Ernährer meist im Felde stehen.



Phot. Berl. Phot. Ges. Berlin.
Flüchtige ostpreussische Familien im Reichstagsgebäude.



Phot. Int. Ill.-Agentur
Das verlassene Haus.



Phot. Berliner Illust. Gesellschaft.
Flüchtige ostpreussische Landleute in Berlin.



Die St. Gertraudenkirche am Canal (1550).



Reiziger. Presse-Photo.
Eine alte malerische Kapelle.

Zur Vernichtung der Stadt Löwen, deren Bürger in hinterlistigster Weise unsere Truppen überfielen.

Die ersten Verwundeten im Frankfurter städtischen Krankenhaus.

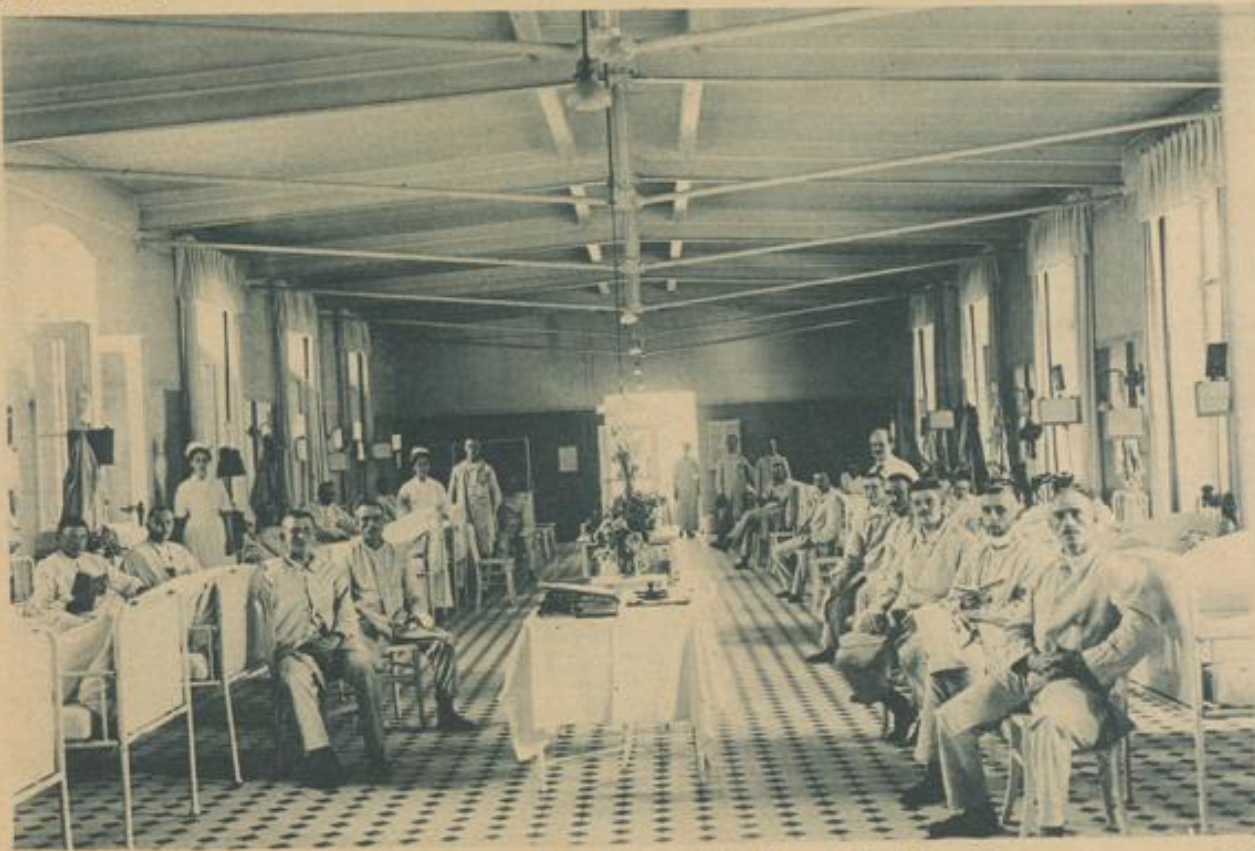


Auf dem Wege zur Genesung.



Verwundete Kler, in der Mitte der unteren Reihe Sergeant Filbert, der die Fahne beim ersten Bataillon trug.

In den letzten Tagen des August trafen die ersten Verwundeten in Frankfurt ein. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um weniger Schwerverletzte, um Leute mit Arm- und Fußwunden. Die meisten liegen in den schönen, hellen und freundlichen Räumen des städtischen Krankenhauses, in dem unsere Bilder aufgenommen sind. Am 27. August weilte die Kaiserin kurze Zeit in Frankfurt und statete bei dieser Gelegenheit dem städtischen Krankenhaus und dem Marienkrankenhaus einen Besuch ab. Sie ging unter Führung des Oberarztes Dr. Voh durch die Säle, verweilte an jedem Bett und überreichte jedem der verletzten Krieger eine prächtige Rose. Sie unterhielt sich mit den Verwundeten und traf zu ihrer Freude auch einige Schleswig-Holsteiner. Wie berichtet



Verwundete Kler in einem der schönen hellen blumengeschmückten Säle.

wird, erfuhr ein Soldat, der während des Besuches im Operationsaal eingeliefert worden war, da ihm beide Beine durch Granatsplitter schwer verletzt worden waren, von dem Besuche der Kaiserin und bat, während er bereits auf dem Operationstische lag, die Kaiserin um ihren Besuch. Diese kam auch sofort, sprach längere Zeit mit dem Soldaten, wünschte ihm Mut und Gottvertrauen für die bevorstehende Operation und drückte ihm zum Abschied die schönste Rose in die Hand. Aus unsern Bildern ist zu ersehen, mit welcher Sorgfalt und Liebe unsere braven Krieger umgeben sind. Die meisten von ihnen werden sicherlich bald entlassen werden können. Viele, die leicht verwundet sind, brennen auch schon darauf, wieder an den Feind zu kommen, um sich zu rächen.



Leichtverwundete Kler und Angehörige anderer Regimenter.



Erholungsbedürftige im Garten.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

(1. Fortsetzung).

„Aber ich bitte, Herr Sekretär, ich bitte Sie um alles in der Welt, was soll das bedeuten?“

Er sah ein, daß es keinen Ausweg für ihn gab, und er wollte auch keinen Ausweg. Er war Mannes genug, eine Frau zu heiraten, die er zu sich emporhob, und er wollte aus der kleinen Fische etwas machen. So warf er den Kopf hoch und lachte sie an. Mit einem hellen frohen Lachen warb er um seine Braut.

„Wollt Ihr mir die kleine Fische zur Frau geben, Frau Steuereinnahmer?“

„Aber Herr Kreissekretär — mein lieber Sohn,“ — Frau Grottkopp fand sofort den mütterlichen Ton, — ich könnte mir ja keinen liebsten Schwiegersohn wünschen.“

Fische drückte sich an ihn, daß ihr blutrotes Gesichtchen nicht mehr zu sehen war. Er küßte den blonden Büschelkopf und fühlte dabei, daß er sie sehr lieb haben würde.

„Sag mal, was bist du jetzt?“

„Ein kleines Dummchen.“

„Nein — meine süße kleine Braut,“ sagte er.

Die Frau Kanzleirat bekam an diesem Abend doch noch Besuch. Eine mußte noch schnell Delfadinen und holländischen Käse und Backwerk holen. Sie murmelte, denn die Frau hatte es doch vorher gewußt. Nun mußte sie extra vom Messingputzen fort. Es war überhaupt keine Sache, sich Sonntags Besuch einzuladen. Sie hätten wohl bis Sonntag mit der Verlobung warten können. Eine hatte so viel zu tun, daß sie nicht einmal Zeit fand, einen Augenblick hinter der Tür zu horchen. Das war unrecht.

Als Jens Hellmann spät abends seine Braut und Schwiegermutter nach Hause begleitete, sah die Frau Kanzleirat ihnen vom Fenster aus nach. Sie blickte auf ihre Schneewittchen herab, die so stillfreundlich und fleißig blühten. Ihre Hände falteten sich und ein bekümmertes Aussehen trat in ihr Gesicht.

„Nein — das war nicht mein Wille. Das war gewiß nicht mein Wille,“ sprach sie leise für sich. Mit einem Male aber klärte sich ihr Gesicht auf, ihre Stirn glättete sich und die Augen blickten wieder klar. Sie hob die Hände wie zum Gebet.

„Vielleicht war es Gottes Wille.“

Drittes Kapitel.

Jens Hellmann blieb nicht Sekretär am Landratsamt. Er wurde zum Kirchspielvogt in dem großen Marschdorfe Schlichtingen gewählt, und die kleine Fische Grottkopp wurde Frau Kirchspielvogt.

Ihre Mutter erlebte es noch, und es war ihr eine große Genugtuung, in den Damenkaffees von ihrer Tochter, der Frau Vogtin zu sprechen.

Fische selbst trug schwer an ihrer Bürde und fiel immer wieder aus der Rolle, soviel Mühe sie sich auch gab, es recht zu machen.

In Großheide wurde seinerzeit viel über ihre Heirat geredet. Jens Hellmann hätte eine andere bekommen können, oh, eine ganz andere, wenn er nur gewollt hätte. Er war doch ein Mann, der eine Zukunft hatte, und sie — ach sie blieb eine kleine dumme Pute. Sie verstand es nicht, sich zu benehmen, sich zu kleiden. Oh, es würde sicher noch einmal ein Ende mit Schrecken nehmen. So sprach man in den intimsten Bekanntenkreisen. Man lauerte heimlich darauf, daß die Ehe unglücklich würde und wunderte sich, daß es noch immer gut ging. Die kleine Frau wurde auch wohl mal bedauert; aber dem Manne flogen aller Herzen entgegen.

Jens Hellmann war für den Platz, auf dem er stand, wie geschaffen. Er war den Bauern nicht nur geistig, sondern auch körperlich überlegen. Das fiel hier besonders ins Gewicht. Zudem hielt man ihn für vermögend. Er führte ein offenes Haus und seine liebenswürdige Persönlichkeit gewann ihm viele Freunde.

So verzog man ihm auch gern seine „Fahrten“. Es gingen tolle Geschichten von ihm herum, von seinen

Liebschaften und Abenteuern. Er war ein „ganz verfluchter Kerl.“

Fische blieb wie sie war, so einfältig und zersahren. Die Jahre änderten daran nichts.

Ihr Mann fragte sie in der ersten Zeit ihrer neuen Würde einmal: Was bist du denn nun, kleine Fische?

Da antwortete sie nicht stolz: Frau Kirchspielvogt, wie er es wohl erwartet hatte. Sie legte das Köpfchen demütig an seine Brust und flüsterte:

Zu Kirchspielvogts kam Besuch. Eine Kutsche hielt vor der Tür. Die Frau Generalagent Plamböl aus Großheide stieg aus mit einer sehr eleganten Dame. Es war ihre Schwägerin aus Berlin, die dort Musik studierte und ihre Ferien in Großheide verlebte. Sie fand es dort entzückend und meinte, Schlichtingen wäre die reinste Natur.

Der Besuch kam zur Kaffezeit. Natürlich war Fische noch nicht angezogen. Sie dachte zuerst an ihr Schwarzes, entschied sich dann aber für Rot und Blau.

Madame machte indessen die Honneurs. Sie trug wie immer ein schlicht-schwarzes Wollkleid, das ein wenig auf dem Boden schleifte, an Händen und Hals weiße Spitzenrüschen und auf dem silbergrauen Haar die schwarze Spitzenbarbe.

Frau Fische erschien erst nach längerer Zeit, hochrot im Gesicht, in einer roten Bluse und grauem Rock. Wie sah sie so unvorteilhaft aus, als wenn sie ausging oder Besuch empfing. Sie lief hin und her, stieß überall an und schwitzte, als hätte sie die schwerste Arbeit zu verrichten.

Die Dame aus Berlin unterdrückte ein Gähnen und erkundigte sich nach den Kindern. Frau Fische lief selbst hin, um sie zu holen. Sie kamen herein, frisch und unwüchsig.

„Es sind nette Kinder,“ bemerkte die Berlinerin höflich.

Der Vogt kam aus seinem Büro herüber. Als er eintrat, imposant und strahlend wie immer, veränderte sich die Situation mit einem Schlage.

„Ah, meine Damen, ich grüße Sie!“

Er küßte den Damen mit ritterlichem Anstand die Hand und verwickelte sie sofort in eine interessante Unterhaltung. Er führte sie durch Haus und Garten und bat seine Frau, inzwischen für Kaffee zu sorgen.

„Wie kommt dieser Mann nur zu der unglaublichen Frau?“ flüsterte die Dame aus Berlin in diesem Augenblick ihrer Schwägerin zu.

Die zuckte die Achsel. „Reinfall!“ gab sie ebenso leise zurück.

Fische hörte die Worte. Sie hatte ein sehr feines Gehör für dergleichen. Der Vogt führte die Damen, und sie blieb neben ihrer Schwiegermutter in der Tür stehen und sah ihnen nach. Um ihren Mund zuckte es, wie wenn ein Kind sich das Weinen verbeißt.

„Die Damen verehren unsern Jens zu sehr,“ sprach die alte Madame, und lächelte dabei ihr mildes Lächeln. „Da können wir nicht mit, meine Fische.“

„Ja — ich — ich bin zu dumm, Mama.“

„Wenn Du nur klug genug bist, um das Glück festzuhalten, das in Deiner

Hand liegt.“

Sie lächelte wieder ihr liebes einfältiges Lächeln. „Ich will es lernen, Mama.“

Als die Damen ins Wohnzimmer zurückkehrten, war der Kaffeetisch gedeckt. Ein gehäufter Teller Kuchen stand auf dem Tisch. Frau Fische schenkte die Tassen übervoll.

Die Berlinerin schwärmte von dem Vogt. Der Mann wäre viel zu schade für das Dorf. Er gehöre in die Großstadt, nach Berlin. Er müsse Rat im Ministerium werden oder Reichstagsabgeordneter.

Madame Hellmann lächelte stillglücklich zu den enthusiastischen Reden. Ihr Blick streifte den Sohn und leuchtete auf. Dann fiel er auf Frau Fische. Da seufzte sie leise. Frau Fische in Berlin? Es war nicht auszu-denken.

Man sah noch beim Kaffee, als John Polizei mit einer Meldung kam. Der Vogt winkte ihm, einzutreten. Vielleicht ließ sich die Sache hier abmachen.

John führte einen kleinen Jungen mit sich, den er nach Möglichkeit zu dressieren suchte.

„Still gestanden, nicht gemurrt! Vorwärts, marsch!“

Als sie vor dem Vogt standen, machte John Polizei stramm. Sein Schnurrbart sträubte sich. Der Kleine blickte scheu um sich.



Spezialzeichnung für das „Ill. Bl.“ von E. Viebig.

Ein vierföhriger Extrablattleser.

„Ich bin dein Dummchen.“

Sie blieb das Dummchen, das nirgends Beiseid wußte. Ihre Kleider sahen schlecht, trotz der besten Schneiderin. Sie trug noch immer grellfarbige Stoffe und fühlte sich unbehaglich dabei. Aus ihrem Haar lösten sich stets an jeder Seite eine Strähne, die waren ein wenig lockig und umflatterten das Gesichtchen und gaben diesem ein allzu junges Aussehen.

Zwei Kinder wurden geboren: ein Knabe und ein Mädchen. Mutters, wie sie genannt wurde, verzog sie natürlich, und sie wuchsen ihr bald über den Kopf.

Auch die Dienstmädchen tyrannisierten sie. Manchmal wußte die kleine Frau nicht ein noch aus. Sie besaß nirgends Autorität. Selbst die Bauersfrauen sahen sie über die Achsel an.

Es war nur gut, daß Madame da war. So wurde die Kanzleirätin Hellmann genannt. Im Dorfe kannte man nur Kirchspielvogt und Vollmächte aber keine Räte.

Madame hielt den Respekt nach außen und innen aufrecht. Sie hielt den Sohn, so groß er war, noch immer ein bißchen am Zügel. Die kleine Frau Fische war in ihren Händen wie Wachs. Aber so viel sie auch formte und modelte, es wurde nicht daraus, was sie wünschte. — — —

„Was haben Sie denn, Michelsen?“

„Gehorfsamst zu melden, Herr Vogt, das ist ein sogenanntes Waisenkind, das der Gemeinde zur Last fällt.“

Wieder stand John stramm und ließ die Augen rollen. Er war früher beim Militär gewesen und wußte, was er seiner Würde schuldig war.

„Das Kind ist also obdachlos? Hat es keine Anverwandten?“

„Die sind leider Gottes verstorben. Sein Vater ist nach Amerika ausgewandert, und die Stutenstina, die auf dem Laternberg wohnte, was seine Großmutter war, die ist nun auch tot und allein kann man ihn da doch nicht lassen.“

„Schon gut,“ schnitt der Vogt die etwas konfuse Rede ab. „Sehen Sie nur zu, wie sie ihn vorläufig unterbringen. Ein Armenhaus wird Schlichtingen deswegen wohl nicht bauen.“

„Das glaube ich auch nicht, Herr Vogt. Die Bauern sind nicht davor.“

Der Vogt lachte. Ha, er kannte seine Bauern. Ein Armenhaus, das hätte dem Dorfe ein armseliges Ansehen gegeben. Schlichtingen, das größte und reichste Dorf in der Nordermarsch durfte doch kein Armenhaus haben. Was Armut! Die gab es wohl anderswo. Hier hatte selbst der kleine Mann Sonntags seine Fleischballenjuppe. Gab es wirklich mal einen Armen, ein verwaistes Kind oder einen Invaliden, so tat man ihn in gute Pflege und geizte auch mit dem Kostgelder nicht.

„Die Webersche würde ihn wohl nehmen,“ meinte John, „oder auch die Schustersche unten an der Straße. Ich will ihn wohl los werden.“

„Ja, sehen Sie zu, Michelsen. Bei der nächsten Gemeindeversammlung wird das weitere beraten. Morgen erstatten Sie mir ausführlich Bericht.“

„Zu Befehl, Herr Kirchspielvogt . . . rechtsum kehrt! Marsch!“

John marschierte ab, der Junge blieb stehen. Er sah den gedeckten Tisch, die lächelnden, gepuderten Damen. Auch Kinder sah er, in seinem Alter, nur viel feiner gekleidet.

John wurde puterrot. Das war ihm noch nicht passiert, daß ein Junge seinem Kommando nicht folgte, und gar ein solch kleiner Knirps.

„Willst Du wohl, Junge!“

„Ich will hierbleiben,“ sagte der Junge in einem so festen Ton, als verstände es sich ganz von selbst.

John ergriff ihn am Arm. Er fühlte sich ganz machtlos, weil er in Gegenwart der Damen nicht fluchen durfte.

„Warte man!“

Frau Jische legte sich ins Mittel. Der Kleine tat ihr leid. Er hatte so hübsche blaue Augen, die selbst in Tränen blühten. Sie hatte Kinder gern.

„Lassen Sie ihn doch so lange hier, bis Sie ein Quartier für ihn gefunden haben,“ bat sie. „Er kann so lange mit den Kindern spielen.“

John Polzei zog ab. Die Kinder des Vogts nahmen den Jungen mit in den Garten, um ihm die Vogelnester im Baum und die unreifen Äpfel an den Bäumen zu zeigen. Frau Jische lief hinterdrein mit einem großen Kringel.

Drinnen unterhielten sich die Damen noch über den Fall.

„Ich bewundere Sie!“ rief die Berlinerin. „Wie Sie den Fall behandelten. Sie sind ein zweiter Salomo! Sie müssen unbedingt nach Berlin kommen. Unbedingt!“

Draußen fuhr die Kutsche vor. Die Damen mußten aufbrechen. Sie talen es mit dem größten Bedauern und nahmen überaus freundlichen Abschied von dem Vogt und Madame. Sie wollten auch gern den Kindern Adieu sagen und — der Frau Vogt. Man hatte sie bis jetzt gar nicht vermisst, und doch war sie seit einer halben Stunde nicht mehr zu sehen gewesen.

Wo mochte sie nur stecken?

Der Vogt rief nach den Kindern. Da kam auch Frau Jische zum Vorschein, viel zerdrücktem Kleide und zerzaustem Haar, aber viel hübscher als vorhin. An der Hand führte sie den kleinen fremden Jungen. Sie hatte mit den Kindern im Garten Verstecken gespielt.

Die Besucherinnen sahen sich an.

„Unglaublich,“ sprach es aus ihren Augen. Laut sprachen sie: „Nein, die Frau Vogt ist wirklich sehr originell.“

So nahm man nochmals Abschied. In diesem Augenblick kam gerade die Schustersfrau, um ihrem künftigen Pflegejohn abzuholen. So geschah es, daß Frau Jische wieder einen ungeheuerlichen Verstoß beging. Sie hätte wohl der Kutsche nachsehen müssen, aus deren Fenster die Damen winkten. Statt dessen blickte sie nach der anderen Seite, wo ein kleiner Junge sich immer wieder nach dem weißen Hause umwandte.

„Der Junge heißt Bulff Jessen,“ rief ihr Töchterchen.

Viertes Kapitel.

Bulff Jessen stammte aus dem letzten und armseligsten Häuschen des Dorfes.

Hart an der Grenze nach der Geest zu lag ein kleiner Hügel, der so sandig und steinig war, daß dort nur Gährenbüsche und Disteln wuchsen. In früherer Zeit, als die Gegend viel von Zigeunern heimgesucht wurde, hatte man diese dahin verwiesen. Daher stammte der Name: Laternberg.

Peter Jessen, Bulffs Vater, versuchte, nach seiner Heirat sich hier ein Heim zu gründen. Er klüfferte eine kleine Kate zusammen und begann, den Boden urbar zu machen. Aber dieser lohnte ihm die Arbeit nicht. Da wurde es ihm leid, und da gerade zu der Zeit ein Schulkamerad aus Amerika zurückkehrte, der Wunderdinge von dort erzählte, ergriff auch ihn das Reisefieber. Warum sollte es ihm nicht glücken, wo doch so viele mit vollen Taschen heimkehrten?

Er ließ Frau und Kind zurück, die konnten später nachkommen, wenn er erst festen Fuß gefaßt hatte. Vorläufig blieben sie in der Kate wohnen. Die Mutter seiner Frau, die Stutenstina, die mit Weißbrot haufieren ging, wohnte bei ihnen.

Die Frau ging bei den Bauern zum Nähen, die Alte haufierte. Das Kind wuchs allein auf.

Vom Vater kamen ein paar Briefe. Dann ließ er nichts mehr von sich hören. Die Frau starb an einer Lungenentzündung. Nun haufte die alte Stina allein mit dem Jungen, bis auch sie der Tod ereilte. Da nahm ein Knecht, der gerade vorbei kam, ihn mit ins Dorf zu John Polzei.

So wurde Bulff Jessen ein Gemeindefind und kam zu dem Flickschuster Timm Thedens.

Es waren gutmütige Leute, die selbst keine Kinder hatten und sich gern eines heranziehen wollten. Es mußte aber genau so werden, wie sie es verlangten. Dafür bekam es gute Kost.

Der Kirchspielvogt berief das Armenkollegium des Jungen wegen. Es waren die reichsten und vornehmsten Bauern, die da zusammenkamen, um über ihn zu beraten. Kein armer Mann war dazwischen. Wie könnte wohl ein Armer über Arme urteilen?

Es wurde viel Grog getrunken und viel Tabak dazu geraucht. Der Beschluß war kurz und gut: Bulff Jessen wurde bis zu seiner Konfirmation der Pflege des Schusters überwiesen, wofür ein gutes Kostgeld aus dem Gemeindefonds gezahlt wurde.

Man hätte die Pflegeschaft ausschreiben und Geld sparen können; aber das wollte man gar nicht. Wenn Schlichtingen schon ein Gemeindefind besaß, sollte dieses es auch gut haben. Der Schuster war ein nüchtern Mann, seine Frau kochte eine gute Mahlzeit Essen. Der kleine Bulff war bei ihnen aufgehoben wie ein Huhn in der Haherkiste.

So blieb er denn. Tien Schuster fütterte ihn mit süßer Milch und Stuten. Am ersten Tag eines jeden Monats brachte John Polzei das Kostgeld. Dann mußte der Junge stramm stehen und John rollte die Augen.

Tien Schuster machte indessen einen Grog und am Ende wurde John so gemüthlich, daß er Bulff in die Waden kniff. Die Schustersche fragte dann jedesmal, was sich dabei tun ließe, der Junge wäre so unbändig und wollte „kein gut tun“.

„Drei Tage bei Wasser und Brot,“ meinte John, aber das dünkte Tien Schuster zu hart.

Anfangs wollte Bulff immer wieder nach dem weißen Hause mit den breiten Treppentufen und mit den großen blanken Fenstern. Seine Pflegemutter bedeutete ihm, daß das nicht ginge. Er wäre doch ein Gemeindefind und sollte froh sein, daß . . . ja, er wußte wirklich nicht, worüber er froh sein sollte.

In der Schule war er einer der ersten. Er fühlte sich auch körperlich ebenso stark wie die dicken Bauernjungen. Als er sich einmal mit ihnen an Kraft maß, siegte er. Hinterher hielt es ihm der Lehrer vor, daß er sich zurückhalten und zu fügen habe, weil . . . ja er wußte es: weil er ein Gemeindefind war, deshalb sollte er anders sein als alle andern. Wenn andere faulenzten, sollte er freundlich und willig sein. Wenn andere dumme Streiche machten — von ihm schiedte sich das nicht. Er sollte sich stets bescheiden, im Hintergrund halten, sich ducken. . . . Das konnte er nur mit finstern blickenden Augen und zusammengeschlossenen Lippen.

Eines aber war ihm schon jetzt bewußt: wenn er einmal ein Mann sein würde — er war dann keiner von denen, die überall auf der Stuhlkante sitzen und zuhören, wenn andere Leute reden.

In ihm wohnte ein seltsames Gemisch von Stolz und Demut, von Stolz gegen seine Pflegeeltern, die ihn wie eine Puppe behandelten und gegen die Bauern, die ihn mißachteten, von Demut gegen Leute, die ihm gütig entgegenkamen.

Gegen den Kirchspielvogt und seine Familie hegte er eine stille Verehrung. Die lebte tief in seinem Herzen. Manchen dunklen Abend stand er vor dem weißen Hause und starrte sehnuchtsvoll auf die hellen Fenster. Sah er ein Mitglied der Familie, so ergriff ihn immer wieder ein freudiges Gefühl der Zugehörigkeit. Ob man sich dort wohl noch seiner erinnerte?

Im Schusterhause fühlte er sich stets als ein Fremder, und die Pflegeeltern konnten nicht genug klagen über seinen „dollen“ Kopf. Was machte er für finstere Augen, wenn Timm Schuster ihn zum Spaß in der dritten Person anredete, wenn er gar sagte: der junge Herr.

„Was macht denn der junge Herr? Wo will denn der junge Herr hin?“

Bei, wie den jungen Bulff das wurmt! Es ärgerte ihn sogar, wenn die Schustersche ihm den Teller bis zum Ueberlaufen füllte und dazu sagte:

„Run lang man bei, mein Süßen!“

Er wollte nicht junger Herr und mein Süßen genannt sein. Es war ihm fürchterlich, wenn er wolkene Halsstücher und Pulswärmer tragen sollte. Er warf sie draußen ab und versteckte sie. Wenn die Pflegemutter ihm auf Schritt und Tritt nachlief, wie die Gluckhenne dem Küchlein, fühlte er sich im tiefsten Innern gekränkt. Alles in ihm bäumte sich dagegen auf. Er machte ein bitterböses Gesicht und wehrte sich mit trotzigem Wesen und bissigen Worten.

Die Schustersche schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ach Gott, ach Gott, was ist das man bloß fürn Jung! Man kann noch so gut zu ihm sein — er dankt es einem nicht. Und dabei ist er doch ein Armenkind und sollte froh sein . . . nein, es ist rein zu doll mit dem Jung!“

Ihr größter Kummer war nebenbei, daß er nicht dick wurde. Er setzte kein Fett an. Sie hätte gern einen niedlichen, pausbäckigen Jungen gehabt. Dann würden die Leute sagen: „Seht, wie Tien Thedens den Jungen herausgefüttert hat!“ Aber es ging alles bei ihm in die Länge, und sein Gesicht blieb schmal und bläulich.

Er ging in die Schule oder trieb sich in dem Krog herum, schleppte die fertigen Stiefel zu den Bauern und schrieb mit schöner Handschrift auf Schreibheftblättern die Rechnungen aus. Mitunter mußte er auch dem Pflegevater in der Schusterei zur Hand gehen.

Timm Thedens hätte gern einen Schuster aus ihm gemacht. Aber — er zwinkerte mit den Augen — schade, daß der „junge Herr“ den Pechgeruch nicht vertragen konnte.

In der Schule tat er sich hervor.

„De Jung hett Kopp!“ hieß es im Dorf.

„Er mußte studieren,“ meinte der Lehrer, „schade —“ Weiter spann er den Gedanken nicht aus.

Bulff ging still und verschlossen seiner Wege und ließ niemanden ahnen, was für Gedanken sich hinter seiner hohen Knabenstirn verbaragen. Vielleicht dachte er oft an den Vater, der in die Ferne gezogen war, das Glück zu suchen, vielleicht hoffte er auf seine Rückkehr, die ihn erlösen sollte. Oder er dachte an seine Mutter, derer schüchternen Liebesungen er sich nur dunkel erinnerte, und an die alte Großmutter, die arme Haushälterin, die mit ihrem Tragkorb von Hof zu Hof gehetzt war und nun auf dem Friedhof neben Dietrich Peters, dem reichsten Bauern des Dorfes, lag.

In't Veenhus und in't Himmelriek

Sind wie eenanner alle gliest.

Das war Jan Kulenarübers Weisheitspruchlein. Es mochte stimmen. Im Leben aber waren nicht alle gleich. Da war Bulff Jessen das niedrigste Kind im Dorfe.

Eines Tages erteilte ihm sein Pflegevater einen ehrenvollen Auftrag: er sollte dem Bauern Grotjohann Maß nehmen für ein Paar neue Schuhe.

Timm Schuster hatte sich den Fuß verstaucht und konnte selbst nicht gehen. Außerdem war es lediglich eine Formsache. Der Bauer hatte durch den Knecht bestellen lassen, der Meister möchte kommen und Maß nehmen. So mußte jemand kommen. Im übrigen hatte der Schuster noch sein Maß und Grotjohanns Leisten standen oben auf dem Bord und waren extra für ihn gemacht.

Bulff machte sich also mit den Maßwerkzeugen auf den Weg. Der Vater hatte ihn alles genau gezeigt und erklärt und ihm sein Notizbüchlein mitgegeben.

Es war eben nach Feierabend, als er auf dem Hof ankam. Auf der Berste spazierte der Grobknicht mit der Handpfeife herum als wäre er der Herr selber.

Der Bauer sah im Wohnzimmer in seinem Lehnstuhl, schnaufte und pufete. Er hatte einen Gang durchs Feld gemacht, nach dem Jungvieh gesehen und die Ochsen befühlt, ob sie schon ansehten. Das war für ihn eine ungeheure Anstrengung.

„Na, denn man to,“ sagte er, als Bulff vor ihn hintrat. „Denn zieh man gleich die Schuhe von den Füßen.“

Bulff bückte sich. Es wollte nicht gehen. Er mußte niederknien. Der Vater hatte ihm alles gezeigt, aber das hatte er verachtet, das demütige Niederknien vor dem gewaltigen Bauern.

Bulff stieg es rot auf bis in die Stirn. Er beugte das Knie, aber nicht den Rücken. Als er den Fuß des Bauern in seiner Hand hielt, den plumpen, mit einem groben, dunkelblauen Strumpf bekleideten Fuß und Pe Grotjohann ihm dabei seinen Atem ins Gesicht pufte, überkam ihn der Widerwille so stark, daß er am liebsten aufgesprungen und davongelaufen wäre.

Endlich konnte er aufstehen. Es fiel ihm nicht ein, dem Bauern wieder in den Schuh zu helfen. Er packte seine Sachen zusammen.

„Also Schuster willst Du werden, mein Jung?“ fragte Pe Grotjohann wohlwollend.

„Nein,“ antwortete Bulff mit einer Ruhe, die weit über seine Jahre hinausging. In diesen letzten fünf Minuten war es ihm selbst erst klar geworden.

„Na — denn mußt Du zu den Bauern,“ sagte Grotjohann. „Du bist doch der — der von der Gemeinde in die Kost gegeben ist?“

„Ja, ich bin der Gemeindefunge,“ entgegnete er hart. „Ich möchte aber etwas anderes werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Mutter des Franktireurs.

Kriegsroman von Robert Herzog.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant Groffe hatte seine Leute aufgestellt und war eben im Begriff, sich ein wenig hinzulegen.

Drei Tage und drei Nächte hatte er kein Auge mehr geschlossen. Da war zuerst der schwierige Aufklärungsritt hart unter den drohenden Geschützen der feindlichen Festung gewesen, dann der Sturm auf die Vorwerke und endlich der Sturm auf die Festung selbst. Operationen bei Tag verboten sich von selbst, denn der Feind durfte nicht erfahren, daß die Streitmacht, die ihm gegenübertrat, noch nicht halb so stark war wie er. Im Schutz der Dunkelheit war es leichter, ihn zu täuschen, und so spielte sich denn alles bei Nacht ab.

Trotzdem gab es auch tagsüber alle Hände voll zu tun. Befestigungen und Schützengräben mußten aufgeworfen, Artillerie in Stellung gebracht, die Verpflegung der Truppe sichergestellt werden. Doch während die Mannschaften wenigstens für Stunden zur Ruhe kamen, hatten die Offiziere, zu gering an Zahl, um im Dienst abzuwechseln zu können, keine andere Wahl, als sich „den Schlaf abzugewöhnen“, wie ein junger Fähnrich sich ausdrückte.

„Länger als drei Tage lassen wir uns von dem alten Kasten da vorne nicht imponieren, meine Herren!“ hatte die alte Erzellenz gesagt, der der Oberbefehl anvertraut war. „Wir sind zwar bloß die Vorhut, aber der Aufmarsch der Kerntruppen könnte leiden, wenn wir nicht schnell für Lust sorgen. Halten Sie sich ran, meine Herren; die Kerls sind ja glatt doppelt so stark wie wir, aber mehr als todschießen kann uns die Kanaille nicht. Also los! Wir müssen siegen, und wir werden siegen.“

Drei Tage später fiel tatsächlich der „alte Kasten“, die wichtigste und beste Festung des Feindes. Was man kaum für möglich gehalten hätte, eine fast vermessene Hoffnung hatte sich in beispiellos kurzer Zeit, knapp nach Eröffnung der ersten Feindseligkeiten, erfüllt, ein Sieg war errungen, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hatte. Aber nicht nur die kühne Voraussage der alten Erzellenz war Tatsache geworden, sondern auch noch etwas anderes: der Franktireurkrieg, jene barbarische und hinterlistige Form der Kriegsführung, für die es in der deutschen Sprache gar keinen Ausdruck gibt und die in einer vertrackten, seltsamen, aber desto grausameren und gefährlicheren Teilnahme der scheinbar harmlosen Zivilbevölkerung an den Feindseligkeiten besteht.

Die Feder sträubt sich, die Greuelthaten, in denen die Franktireure sich gefielen, auch nur anzudeuten. Daß sie auf Verwundete, Krankenpfleger und Ärzte schossen, war noch das wenigste. Aber sie verübten auch Dinge, deren selbst die entartete Phantasie eines chinesischen Henkernachstes nicht fähig gewesen wäre. Leichen-

schändungen, raffinierte Folterungen wehrloser Verwundeter, Gift, Dolch und alle Schrecklichkeiten entmenschter Wüteriche waren an der Tagesordnung. Da mußte mit eiserner Faust zugegriffen werden, ehe es zu spät war. Fiebernd vor Zorn und Scham machten sich Offiziere und Mannschaften daran, das Treiben der Franktireure zu ahnden und zu ersticken. Der Fall der eroberten Festung wog nur halb, wenn es nicht gelang, die Franktireure ebenso entscheidend zu schlagen, wie die regulären Truppen des Feindes.

Leutnant Groffe befehligte eines von den vielen kleinen Expeditionskorps, die zu diesem Zweck die nähere und weitere Umgebung der Befestigungswerke durchstreiften. Müde und erschöpft hing der junge Offizier im Sattel seiner braven Stute, aber mit angespannten Sinnen, die die ungeheure körperliche Anstrengung der letzten Tage nicht abgestumpft, sondern nur noch verschärft hatte, achtete er auf jedes noch so kleine verdächtige Anzeichen. Hinter jedem Strauch am Wege, in jeder Falte des Geländes konnte der Tod und Schlimmeres lauern. Doch alles blieb still.

„Halt!“ kommandierte Leutnant Groffe, als der Rand eines erhöht gelegenen Gehölzes erreicht war, von dem aus man einen guten Rundblick hatte. Er hatte Order, an dieser Stelle Posto zu fassen und weitere Befehle abzuwarten. Ruhig, wie auf dem Exercierplatz, traf er seine Anordnungen, dann verließ er den Sattel und streckte sich der Länge nach auf dem spärlichen Grasboden hin. Die Lider waren ihm schwer wie Blei, und das Blut in seinen Schläfen hämmerte wie ein Kurierzug, der des Nachts über die Schienen jagt.

„Schlafen, schlafen!“

Aber er blieb wach. Die Ereignisse der letzten Stunden und Tage, in die das Schicksal mehr zusammengepreßt hatte, als in sein ganzes früheres Leben, ließen ihn auch jetzt, nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, nicht zur Ruhe kommen. Der Weg hinter ihm war mit Blut und Leichen gekennzeichnet. Nicht weniger als siebenzehn Franktireure, die aus dem Hinterhalt auf ihn und seine Leute geschossen hatten, baumelten in den Ästen der Allee unterhalb des Hügel, zwei weitere hatte er selbst mit raschem, zornigem Säbelhieb ins Jenseits befördert, obzwar solch ehrlicher Soldatentod viel zu gut für die hundsstößliche Bande war.

Nun, es waren nicht die ersten Menschen, die er getötet hatte, und Sentimentalität war nicht gerade seine schwache Seite. Die Attacken, die er während der erbitterten Kämpfe um die Festung geritten hatte, waren blutiger und gefährlicher gewesen. Hatte ihm doch sogar die alte Erzellenz, die sonst mit Lob zu geizen pflegte wie der Hamster mit dem Korn, fast überschwänglich gratuliert und gesagt, der Oberleutnant und das Eisene Kreuz wären ihm so gut wie sicher.

„Oberleutnant Groffe.“ Das klang nicht übel. „Na, Mama wird sich ja nicht schlecht freuen,“ dachte er, während er mit tadelloser Rafinoverbeugung die Anerkennung des Generals quittierte. „Und das Eisene

Kreuz wäre eine verdammt feine Zugabe!“ Zu, da konnte man sich schon, weiß Gott, ein paar Nächte um die Ohren schlagen. Und wären nicht die armen Kameraden und Truppen gewesen, denen es nicht vergönnt gewesen war, die Sonne zu erblicken, die diesen Nächten folgte, so wäre Leutnant Groffe aller Müdigkeit und allen Franktireurs zum Trotz lustig und guter Dinge gewesen.

„Welche gehorsamt, Herr Leutnant, ein Wagen auf der Landstraße links unten.“

Auffpringen und den Feldstecher an die Augen reißen war das Werk einer Sekunde.

„Was halten Sie von dem Vehikel, Krause?“ fragte Leutnant Groffe den Wachtmeister, der die Meldung erstattete. „Ein Bauernwagen ist es nicht, und eine Scheinbar den besseren Ständen angehörende Dame tut sich; älterer Jahrgang, soviel ich sehe. Sonst niemand zu sehen.“

„Wer weiß, ob nicht ein paar von den Halunken unter dem Wagenkasten versteckt sind!“ Herr Leutnant wissen doch: heut früh der Kartoffellarren. Zieht aus wie das reine Friedensfest, und auf einmal schießt es aus den Säcken hervor, daß einem Hören und Sehen vergeht.“

„Ja, das waren teure Kartoffeln, Krause; drei Mann und einen Gefreiten haben sie uns gekostet. . . . Aber was hilft das alles, ran an die Kutsche müssen wir.“

Gesagt, getan. In flottem Trab ging's hinunter zur Chaussee, wo sich inzwischen das seltsame Gefährt auf Rußweite genähert hatte.

„Halt!“

Hell und scharf klang Groffes Ruf. Die Dame zog die Zügel an, die Pferde blieben stehen.

„Argwöhnen Sie nichts, meine Herren, ich bin keine Feindin!“

Erstaunt sah Krause seinen Leutnant an, als er die in tadellosem Deutsch gesprochenen Worte vernahm.

„Es ist trotzdem unsere Pflicht, meine Gnädige, Ihren Wagen in Beschlag zu nehmen und Sie selbst bis auf weiteres als Gefangene zu betrachten,“ sagte Groffe höflich, aber bestimmt. „Vorwärts! Zwei Mann durchsuchen den Wagen, Wachtmeister Krause visitiert die Dame auf Waffen!“

Als der Befehl vollzogen war, ohne daß Verdächtiges gefunden worden wäre, wandte sich die Dame an den Leutnant:

„Sie sind erstaunt, mein Herr, daß ich mich in solcher Zeit und ohne männlichen Schutz in diese Gegend wage. Nun, Sie sehen eine Mutter vor sich, die ihren Sohn sucht. Eine deutsche Mutter, obzwar ihr Sohn Ihr Feind ist! . . . Mein verstorbener Gatte war ein bekannter nationaler Abgeordneter dieses Landes. Unseren Sohn Henri erzog ich, ohne daß mein Gatte mir wehrte, in der Liebe zu Deutschland, das ich nie aufgehört hatte, als mein Vaterland zu betrachten.“

Als mein Mann starb, schloß ich mich nur noch enger an Henri an. Er war mein alles, mein Himmel, meine



1870: Ein hinterlistiger Franktireur.



Ein Erinnerungsblatt.

Die Menschenmenge auf dem Börsenplatz in Frankfurt a. M., wo in den Abendstunden durch Lichtbild die wichtigsten Nachrichten, die bei der „Frankfurter Zeitung“ einlaufen, bekannt gegeben werden.

Welt, aber auch meine Hölle. Denn je mehr er sich dem Alter der Reife näherte, desto mehr entglitt er mir. Es half nichts, daß ich mit ihm nach Deutschland ging. Er war weniger der Sohn seiner Mutter als der Sohn seines Vaters, und was er Deutschland gegenüber empfand, war der nur durch die Achtung vor mir in Schranken gehaltene Haß eines Chauvinisten.

Sie können sich denken, mein Herr, was mich daher bewegte, als die Dinge sich so zuspitzten, daß Deutschland sich gezwungen sah, dieses Land mit Krieg zu überziehen. Der einzige Trost, den ich hatte und habe, ist der, daß Henri nicht Soldat ist. Henri befindet sich zurzeit auf der Rückkehr von einer Studienreise nach England. Hier — sie öffnete eine Briefflasche — habe ich seine Militärpapiere, die genügen müssen, um seine Freilassung zu erwirken. Erlauben Sie mir, meine Reise fortzusetzen, Herr Leutnant! Ich muß und werde ihn finden.

„Ich bedaure unendlich, gnädige Frau, aber ich muß bitten, zunächst hier zu bleiben. Ob und wohin Sie Ihre Reise fortsetzen dürfen, unterliegt der Entscheidung meiner Vorgesetzten, die ich natürlich sofort von Ihrer Angelegenheit unterrichten werde.“

„Geht es wirklich nicht anders, Herr Leutnant? Ich bin eine Mutter, die ihren Sohn sucht! Er kann in Not, ja in Gefahr sein. Vielleicht glaubt man ihm nicht, daß er nicht Soldat ist, er hat ja keine Dokumente bei sich. Herr Leutnant, ich beschwöre Sie: sehen Sie keine Feindin in mir, haben Sie Mitleid!“

„Dienst ist Dienst, gnädige Frau,“ erwiderte der junge Offizier nicht ohne Rührung, „und wir sind im Kriege!“

„Krause,“ wandte er sich gleich darauf an den Wachtmeister, der zugehört hatte, „reiten Sie doch mal ins Bivak hinüber und melden Sie den Fall.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant, und ich kann ja vielleicht auch gleich fragen, ob von dem Monsieur etwas dort bekannt ist. Henri heißt er doch wohl, und wie noch?“

„Henri de Regnier,“ sagte Leutnant Groffe nach einem Blick in die Dokumente.

„Sehr wohl, Herr Leutnant.“

Kurz darauf war der Wachtmeister im Sattel und sprang einen scharfen Galopp an. Aber er kam nicht weit. Plötzlich brachte ein Schuß, der ihm das Pferd unter dem Leibe tötete. Weitere Schüsse folgten.

„Donnerwetter, was ist das schon wieder?“

Wie der Blitz war Leutnant Groffe im Sattel und jagte seinem Wachtmeister nach, hinter ihm in wilder Karriere seine Leute, die nicht erst eines Kommandos bedurften.

Aber der Wachtmeister wußte sich auch allein zu helfen. Schneller, als man es dem schweren, breiten Mann zutraut hätte, hatte er sich unter dem toten Tiere hervorgearbeitet und den frechen Franktireur aus dem Sturzwader herausgeholt, in dessen Furchen geduckt er auf die Gelegenheit gelaunt hatte, zu morden. Zum Glück hatte er keine Patronen mehr, als Krause, unverletzt, denn die Schüsse hatten sämtlich den Kadaver des Pferdes getroffen, auf ihn zulauf.

„Na warte, Söhnchen, Dir werden wir das Handwerk schon legen!“ brummte der knapp dem Tode Entronnene, während er dem Franktireur nach kurzem Ringen Handfesseln anlegte.

Inzwischen war Leutnant Groffe mit seiner kleinen Kavallade herangekommen.

„Hat ihm schon, Herr Leutnant!“ lachte ihm der Wachtmeister grimmig entgegen.

„Das haben Sie 'mal wieder fein gemacht, Krause,“ lobte der. „Verwundet sind Sie doch hoffentlich nicht?“

„I wo, Herr Leutnant, die Luderch können ja nicht einmal schießen. Aber ein Bauer scheint der Kerl da nicht zu sein, obzwar er zerlumpt genug aussieht. Wißt wohl was Besseres, he?“ Dabei machte er sich daran, die Taschen des Gefesselten zu durchsuchen.

Papiere, die einer Legitimation ähnlich sahen, fand er nicht, aber ein Notizbuch. Er schlug es auf und las den Namen auf der Innenseite des Deckels.

„Allmächtiger!“

„Was ist denn, Krause?“

Wortlos reichte er seinem Leutnant das schmale Heftchen hin.

„Henri de Regnier,“ stand da in klaren, energischen Zügen.

Leutnant Groffe zuckte zusammen. Dann warf er einen fast scheuen Blick auf seinen Wachtmeister. Ruhig gab ihn der Wachtmeister zurück.

„Dienst ist Dienst und Krieg ist Krieg, Herr Leutnant!“

„Gewiß, Krause, gewiß... Lassen Sie den Vurschen aufknüpfen... Ja... Er hat's verdient. Ich will indes die arme Frau vorbereiten.“

Langsam wandte er und ritt Schritt für Schritt zurück. Je näher er dem Hügel kam, desto schwerer wurde ihm zu Mut. Er hatte nicht gezittert, als er mitten im dichtesten Regenguss stand. Nun, da er einer Mutter gegenüberstand, deren Sohn er soeben das Todesurteil gesprochen, schlug ihm das Herz bis zum Hals hinauf.

„Gnädige Frau,“ sagte er bekommen, „Wachtmeister Krause ist ausgeritten, um Ihren Sohn zu finden... Ich wollte, er hätte ihn nicht gefunden!“

„Nein, nein!“

Ein Aufschrei, der nicht aus der Brust eines Menschen zu kommen schien, entrang sich der gequälten Frau, die die furchterliche Wahrheit mehr mit dem Instinkt als mit dem Verstand erfaßte, als Groffe innehielt.

„Leider ist es so, wie ich sage, gnädige Frau. Ihr Sohn ist nicht nach Hause zurückgekehrt, weil er sich als Franktireur hier herumtrieb. Gott weiß, wie viele unserer braven Leute er aus dem Hinterhalt überfallen hat! Es blieb mir nichts übrig, als ihn zum Tode durch den Strang zu verurteilen, wie das Gesetz es befiehlt.“

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ wimmerte die Unglückliche.

Dann fragte sie, stöhnend und von Schluchzen geschüttelt: „Ist — ist — es — schon vorbei?“

Leutnant Groffe nickte nur.

„Nicht einmal Abschied nehmen durfte ich von ihm?“ Sanft, wie die Tränen eines weinenden Kindes, fielen die Worte.

„Franktireurs sind auf der Stelle zu strangulieren,“ lautet der Befehl. Krieg ist Krieg, gnädige Frau. Doch ich fühle mit Ihnen und bitte, Ihre Hand küssen zu dürfen zum Zeichen, daß Sie mir verzeihen, was ich tun mußte, obzwar ich es um Ihre Willen beklage.“

„Verzeihen?“ Erstaunt und wie verweisend klang es aus dem Munde der Frau. „Verzeihen? Ich würde Ihnen Henri's Tod nicht verzeihen, wenn Sie Gott selber wären! Er war Ihr Feind, mag sein, der Feind Deutschlands, dessen Tochter ich bin. Doch vor allem bin ich seine Mutter, und mir haben Sie keinen Franktireur, sondern das geliebte Kind getötet. Nein, Herr Leutnant, ich verzeihe Ihnen nicht, ich verfluche Sie!“

Leutnant Groffe schwieg. Er dachte an die alte Frau zu Hause, die in tausend Anosien seiner Wiederkehr entgegen harrte. Ob sich wohl der Segen, den sie ihm auf den Weg mitgegeben hatte, als stärker erweisen würde, als der Fluch dieser Aermsten hier? Mütter waren sie ja beide...

Sinnend versank er in sich selbst, ohne zu bemerken, daß Madame de Regnier sich in der Richtung, wo die Exekution stattfand, entfernte.

Plötzlich klang die Stimme des kommandierenden Generals an sein Ohr:

„Ranu, Groffe, Sie schlafen hier mit offenen Augen, und ich bringe Ihnen das Eisene Kreuz!“ rief die alte Excellenz schon von weitem mit gutmütigem Tadel.

Leutnant Groffe fuhr sich über die Augen und nahm Stellung:

„Danke, gehoramt, Excellenz! Aber verdient hab' ich's mir, denk' ich, erst heute...“



Phot. G. Penninghoven. Berlin-Friedenau.

Montenegrinische Garde-Artillerie in Paradeuniform.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(1. Fortsetzung.)

Lori, die alte Kammerfrau der Baronin, ging im Zimmer umher, legte die Sachen für die Nachttoilette zurecht, goß frisches Wasser in die Karaffen und fragte schließlich ihre Herrin:

„Wollen Frau Baronin nicht schlafen gehen?“

„Nein, liebe Lori, ich habe heut' noch zu tun. Nach dem Licht in der Bibliothek und sorg' dafür, daß ich nicht gestört werde.“

„Frau Baronin, wenn's nur der alte Herr nicht merkt,“ warnte die Alte. „Ich weiß nicht, aber mir is grad' heut' so ängstlich zu Mut. Geträumt hab' ich in der vergangenen Nacht auch so was schlechtes, Frau Baronin wissen, meine Ahnungen —“

„Ja, Lori, ich weiß schon. Deine Ahnungen trügen Dich nie!“ unterbrach Mary mit gutmütigem Lächeln die Alte. „Aber was soll denn passieren? Daß der Papa nichts erfährt, dafür bist ja Du da, Lori. Um elf Uhr mußt ich in den Park hinab. Ich bleibe nicht lange unten, fürchte nichts, Du kommst schon ins Bett. Aber so lange ich unten bin, mußt Du bei der Bibliothekstür achtgeben, damit wir nicht überrascht werden.“

„Weiß der Herr Oberleutnant schon?“ fragte Lori.

„Ja, ich habe ihm einen Zettel zugesteckt.“

Lori warf einen Blick auf die Uhr, worauf Mary sagte:

„Es ist schon halb elf. Geh' jetzt hinüber, Lori, und schau, ob die Luft rein ist. Schick' die Dienstmleute schlafen, wenn sie noch herumstehen. Besonders die Milli. Die muß die Nase überall drin haben.“

„Ja, neugierig ist das junge Ding!“

Die Baronin, die scheinbar sehr ungeduldig war, drängte nur:

„Also geh', Lori, schau, daß alles in Ordnung kommt!“

Die alte Kammerfrau, die Mary schon als Kind auf den Armen getragen hatte und seit Jahrzehnten im Dienst des Hauses stand, verließ das Zimmer.

„Treue Seele!“ murmelte die junge Frau und blickte der Alten nach. „Auf Dich kann ich mich verlassen.“

Als Mary allein war, machte sie einige Schritte durch das Zimmer und warf sich dann in einen Lehnstuhl, der in der gegenüberliegenden Ecke stand. Hier war sie ganz in Halbdunkel gehüllt, denn der mattgelbe große Seidenschirm der Stehlampe ließ das Licht nicht bis in jene Ecke dringen.

Mary war ungemein erregt. Gestern Nachmittag hatte sie eine heftige Auseinandersetzung mit ihrem Vater gehabt, eine Auseinandersetzung, die für sie folgenreicher war und deren Resultat sie dem jungen Oberleutnant mitteilen wollte.

Ob es wohl recht war, gegen den Willen des Vaters zu handeln? Ob es nicht besser wäre, sich seinem Willen zu fügen?

Nein! Sie hatte ein Recht auf Glück, ein doppeltes Recht nach der bitteren Enttäuschung, die ihr die erste Ehe gebracht.

Als nach jener schweren Zeit die Liebe zu Leo Walden in ihrem Herzen erwacht war, da wagte sie zuerst gar nicht an das Glück zu glauben. Erst als das Gefühl stärker und stärker wurde, bis es endlich ihr ganzes Sein durchdrang, jubelte sie auf in überschwänglicher Seligkeit, daß ihr, die mit dem Leben schon abgeschlossen zu haben glaubte, noch ein neuer Liebesfrühling erblühte. Und jetzt sollte sie diese goldigen Träume, all die seligen Hoffnungen einsargen? Nur deshalb, weil ein alter Mann, von Vorurteilen befangen, auf seinem Willen beharrte?

Vielleicht hatte der Vater recht, aber sie war jung — und dort unten im Park, unter den alten Linden, da wartete das Glück auf sie. . . .

Nur nicht den Kopf hängen lassen, nicht trüben Jahren nachseufzen.

Mit einem energischen Ruck richtete sie sich auf.

Da hörte sie ein Geräusch im ihrem Zimmer.

Neben dem Schlafzimmer lag nämlich der kleine Salon, in welchem sich vor einigen Stunden die kleine Gesellschaft zum Tee versammelt hatte.

Wer hatte in ihrem Zimmer etwas zu suchen?

Die Baronin hörte ganz deutlich Schritte, leise Schritte.

Sollte es Leo sein? Hatte er ihr etwas mitzuteilen?

Vorsichtig, auf den Zehenspitzen, schritt Mary dem Fenster zu, das in den Park mündete und noch offen stand.

Als sie sich hinausbeugte, sah sie den Schatten eines Mannes um die Ecke verschwinden.

Also nicht Leo! Denn der wäre sicher herbeigeeilt, wenn er in ihrem Zimmer Licht gesehen hätte. Vermutlich der lästige Vetter, der wegen seines Unwohlseins einen Spaziergang machte, oder irgend wer von der Dienerschaft.

Mary trat zur Stehlampe und schraubte sie herab. Dann wollte sie zur Tür schreiten.

Im selben Augenblick wurde diese geöffnet und Lori trat ein.

„Es ist schon ganz ruhig im Hause. Alle schlafen!“ meldete sie.

„Run, gar so ruhig kann es noch nicht sein. Eben war jemand vor unseren Fenstern.“

„Von den Dienstreuten niemand, Frau Baronin. Es muß der Herr Oberleutnant gewesen sein, denn er ist nicht im Zimmer.“

„Er war es nicht.“

„Dann vielleicht der Baron Franz.“

„Ja, vielleicht der oder der Gärtner. Hast Du alles hergerichtet?“

„Ja, bitte.“

„Und der Vater?“

„Der Herr Baron hat sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen.“

„Öffne jetzt die Türen, die in den Park hinausführen.“

„Sofort, bitte?“ fragte Lori.

Die kleine Stehuhr schlug dreiviertel elf.

„Ja, sofort. Geh' nur voraus, ich komm' gleich nach.“

„Frau Baronin sollten aber etwas umnehmen. Sie sind so leicht angezogen.“

„Ach Gott, es ist ja draußen so warm.“

„Daß Sie sich nur nicht verkühlen!“ meinte die Kammerfrau besorgt und verließ das Zimmer.

Mary atmete tief auf. Sie ging zur Stehlampe zurück und löschte sie aus.

Dunkelheit füllte das Zimmer. Nur durch das offene Fenster brach der Abglanz der Sterne als blasser Schimmer herein.

Leise, auf den Zehenspitzen, damit sie kein Geräusch verriete, öffnete die Baronin die Tür des Boudoirs. Eine Sekunde lang blieb sie unentschlossen stehen, dann trat sie mit festen Schritten ein . . .

III.

„Also achtgeben, gut achtgeben,“ flüsterte Mary an der Tür des Bibliothekszimmers Lori zu.

Auf dem Tisch des Zimmers lag ein Buch aufgeschlagen, daneben stand eine Lampe. Jedermann mußte den Eindruck gewinnen, als ob hier soeben jemand gelesen hätte.

„Wenn Du etwas hörst, so komm' gleich hinunter. Wir sind bei der großen Linde. Wirst Du überrascht, so pfeif' und sag', ich bin ein bißchen in den Park spazieren gegangen, weil mich der Kopf schmerzte.“

„Ich werde schon achtgeben, Frau Baronin.“

„Mach' alle Türen auf, dann hörst Du besser!“ ermahnte noch die Baronin die alte Dienerin, dann schritt sie vorsichtig die wenigen Stufen, die auf den fließbestreuten Weg führten, hinab, sah sich nach allen Seiten um und eilte rasch über den Weg in die gegenüberliegende Allee.

Hier war sie sicher, nicht gesehen zu werden, denn das Blätterwerk bedeckte die lichte Gestalt vollständig.

Nichts störte die tiefe Stille dieser zaubersönen Mondnacht als das eintönige, schläfrige Plätschern der großen Fontäne, deren Strahl im Mondlicht wie flüssiges Silber leuchtete.

Und durch die wundervolle heiße Sommernacht eilte die junge Frau ihrem Glück entgegen. . . Dort, unter der uralten Linde sah er auf der Bank. Deutlich sah sie seine Gestalt. Er hatte die Attila mit der leichten Bluse vertauscht und blickte unausgesetzt nach der Richtung, aus der sie kommen mußte. Nun hatte er sie erblickt.

Ein leiser Ruf und sie lag an seinem Herzen.

„O, Du, Du!“ stammelte sie und drückte ihn an sich.

„Endlich!“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und küßte das bleiche, zu ihm emporgehobene Gesicht.

„Ich muß mit Dir sprechen, Leo,“ sagte sie leise, „ich habe Dir Wichtiges zu sagen.“

„Richt jetzt, später!“ wehrte er ab und schlang wieder seinen Arm um den Nacken der jungen Frau.

„Nein, nein, Leo,“ wehrte sie sanft ab, „ich habe wirklich Ernstes mit Dir zu sprechen.“

„Aber Mary, Ernstes! Jetzt? Jetzt, wo ich das erstmal, seit ich hier zu Gast bin, Gelegenheit, finde, mit Dir allein zu sein, jetzt willst Du von ernstlichen Dingen sprechen?“

„Es muß sein, Leo.“

„Nun, wenn es sein muß — dann bitte —“

Mary überhörte den leicht gereizten Ton.

„Paß auf, Leo, es ist wirklich wichtig, für uns beide wichtig!“ begann sie. „Als mir der Vater gestern ankündigte, Du würdest heute zu uns herauskommen und hier bleiben, bis das Rennen vorbei ist, da versuchte ich auf den Busch zu klopfen.“

„Ich verstehe. Und?“

„Du weißt, Papa schätzt Dich sehr, Du bist ja der Sohn seines einzigen Jugendfreundes. Aber Du weißt auch, wie streng der Vater ist. Wie sehr ihn meine erste Ehe erbittert hat.“

„Was hast Du Deinem Vater eigentlich gesagt?“ fragte da Leo.

„Ich sagte dem Vater: „Schau, eine junge Witwe wie ich hat eigentlich keine rechte gesellschaftliche Stellung. Ich habe doch auch ein Anrecht ans Leben, ich möchte doch auch noch einmal glücklich werden,“ und so fort. . . Was man halt noch alles sagt, wenn man mit einem Vater spricht und ihn für eine Idee gewinnen, das heißt, auf eine Bitte vorbereiten will.“

„Was antwortete er?“

„Er ließ mich ruhig aussprechen, blickte mich ernst an und sagte dann: „Dein Glück liegt mir am Herzen, ich wünsche nichts anderes, als daß Du es in reichstem

Maße finden sollst. Wenn Dir ein Mann begegnet, den Du liebst und der Dich liebt, der ein ehrenwerter Mensch ist — und —“

Mary stockte.

„Nun, und?“

„Und — dessen Verhältnisse vollständig geordnet sind, dann werde ich sicherlich nichts gegen eine Verbindung mit ihm einzuwenden haben.“

Baron Walden biß sich auf die Lippe. Eine kleine Pause trat ein. Dann fragte er:

„Damit war das Gespräch zu Ende?“

„Nein. Du kannst Dir denken, was ich bei den Worten des Vaters empfand. Aber ich ließ nicht locker.“

„Sag, Vater,“ fragte ich, „wenn nun einer käme, der mich liebt, den Du schädest, der aber kein Geld hat, gar kein Geld. Vielleicht sogar Schulden. . .“

„Weiter kann ich nicht. Du hättest ihn sehen sollen, wie er auf- fuhr: „Was — wieder einer mit Schulden, wie der erste? Wieder einer, der Dir in zwei Jahren die Mitgift ver- haut, der Dich schlecht behandelt, wenn das Geld zu Ende ist, und der sich dann schließlich wegen einer an- deren Frau im Duell erschießen läßt? Nein, daraus wird nichts! Ich habe das erstmal nachgegeben, leider nachgegeben, und wir beide haben es teuer bezahlt.“

Die Baronin schwieg, als warte sie auf eine Bemerkung Leos. Doch dieser blickte nur düster zu Boden.

„Aber wenn ich ihn liebte?“ drang ich nochmals in meinen Vater. „Wenn mein ganzes Lebensglück davon abhinge?“

„Rein Kind, sprechen wir nicht weiter,“ antwortete er ernst. „Du bist erwachsen, selbständig, Herrin Deines Willens. Du kannst tun, was Dir beliebt und brauchst Dich um den Wunsch Deines alten Vaters nicht zu kümmern. Aber das eine sage ich Dir, meinen Segen erhältst Du nicht! Ich ziehe meine Hand von Dir zurück, wenn Du nicht eine Wahl triffst, der ich voll- ständig beistimmen kann!“ Damit war das Gespräch zu Ende.

Wieder trat eine Pause ein.

„Und was folgerst Du aus dem Gespräch mit Deinem Vater?“ fragte Leo.

„Ich bin hergekommen, um Dich zu bitten, von Deinem Vorhaben abzusehen, jetzt schon um meine Hand anzuhalten.“

Leo rückte etwas von Mary weg; seine Hand glitt von ihrer Schulter herab.

„Das heißt mit anderen Worten —“

„Sie lieh' ihn nicht aussprechen.“

„Such' keinen anderen Sinn! Kommt Zeit, kommt Rat! Nur jetzt, im Augenblick, steh' ab davon, sonst ist alles verloren!“ bat Mary.

Das Gesicht des jungen Offiziers wurde tiefernt.

Seine Augen blickten die geliebte Frau vorwurfsvoll an, als er leise erwiderte:

„Weißt Du, was ich von Dir erwartet hätte?“

„Nun?“ fragte sie.

„Ich hätte erwartet, daß Du einfach vor Deinen Vater trittst und sagst: Ich liebe Leo und will ihn heiraten und wenn Du Deine Einwilligung nicht gibst, werde ich ihn ohne sie nehmen!“

„Aber Leo! Ohne den Segen eines Vaters einen Bund fürs Leben eingehen?“

„Wenn es nicht anders geht —“

„Nein, nein, Leo! Und dann: Wovon sollen wir denn leben? Mein mütterliches Erbe, das wenige, das ich besaß, hat mein verstorbener Mann durchgebracht. Wenn mich Papa nicht wieder aufgenommen hätte, hätte ich nicht gewußt wie mich durchbringen. Und Du, Leo, glaub' nicht, daß ich Dir einen Vorwurf machen will, aber Du hast mir doch selbst gestanden, daß Du in Schulden stichst! Also was könnten wir denn anfangen?“

Der Offizier schwieg. Das Blut war ihm in die Wangen geschossen.

Wie bereute er in diesem Augenblick seinen Leicht- sinn. Wie ganz anders stünde er vor ihr, wenn er ihr sagen könnte: Komm zu mir, kümmere Dich um nichts. Ob mit, ob ohne Einwilligung des Vaters, werde mein, laß uns unserem Glück leben, für alles andere werde ich sorgen!

Aber das konnte er nicht. Er mußte sich fügen. Was hatte er ihr, der verwöhnten Frau, zu bieten, als seine heiße, selbstlose Liebe?

Der Vater hatte recht mit den kühlen, lebenspraktischen Erwägungen. Und auch Mary konnte er nicht unrecht geben. Wovon sollten sie leben? Die Situation war gewiß nicht rosig. Und er hatte wahrhaftig kein Recht, der jungen Frau Vorwürfe zu machen.

Leo schlang seinen Arm um Mary und zog sie wie- der an sich. Sie ließ ihren Kopf auf die Schultern Leos fallen.

„Du hast nicht so unrecht,“ sagte er, „aber nur nicht gleich den Mut verlieren! In acht Tagen ist vielleicht alles gut. Du weißt, welche Hoffnungen ich auf das Rennen setze. Wenn ich als Erster hereinkomm', sind auch alle Schulden gezahlt.“

Mary lächelte traurig.

„Mit viertausend Kronen, die der Preis ausmacht, willst Du alle Deine Schulden bezahlen?“ fragte sie.

„Aber Kind, kein Mensch hat eine Ahnung, wie mein Braun geht. Die Buchmacher offerieren ja unglaubliches Geld! Denk' Dir, fünfzigtausend! Ich hab' viertausend Kronen auf Janko gewettet. Wenn ich Erster werd', gewinn' ich zweihunderttausend Kronen.“

„Leo,“ fragte Mary besorgt, „wo hast Du das Geld hergenommen, um wetten zu können?“

„Na, von der Gage hab' ich mir's nicht eripart. Auf- genommen hab' ich's halt.“

Mary ließ den Kopf traurig hängen.

„Na ja, was hält' ich denn tun sollen? Das mußt Du doch begreifen, Mary! So geht's nun einmal nicht weiter! Entweder eine reiche Partie — das tu ich nicht, dazu hab' ich Dich viel zu lieb — oder irgend ein Zufall. Da ist es doch das Nächstliegende für mich, daß ich mit meinem Pferd was gewinnen will. Ich kann doch nicht auf die Börse geh'n! Siehst, wenn's jetzt einschlägt, ist alles gut!“

„Und wenn's aber nicht einschlägt?“ fragte Mary.

„An das darf man nicht denken. Es muß einschlagen! Der Braun geht famos. Ich hab' die andern Pferd' beim Training g'seh'n und mit ein paar von ihnen bin ich schon in Budapest geritten — weißt, damals, wie ich g'stürzt bin — ich versicher' Dir, ich hab' die besten Chancen!“

„Wenn Dir aber wieder, wie damals in Budapest, ein Malheur passiert?“ fragte Mary.

„Wenn, wenn! Mein Gott, da sind halt höchstens viertausend Kronen hin! Die machen's doch nicht mehr aus! Aber wenn's glatt geht, Mary, denk' Dir nur, wenn's glatt geht! Wenn ich Glück hab' und die zwei- malhunderttausend Kronen so hingebracht bekomme! . . .

Vierundzwanzig Stunden später sind meine Schulden bezahlt und ich steh' in Parade vor Deinem Vater und sag' ihm: Baron Rodenstein, ich bitte Sie um die Hand Ihrer grauslügen Tochter!“

Und mit diesen Worten drückte er Mary an seine Brust und küßte sie.

Die junge Frau legte ihre brennende Wange an die seine und flüsterte:

„Und wenn sich zwei so lieben wie wir, dann ist auch kein Opfer zu groß, das sie einander bringen, nicht wahr?“

„Opfer? Wo willst Du denn schon wieder hinaus?“

„Ich mein' nur, weil ich früher verlangt hab', daß Du noch warten sollst,“ antwortete sie.

„Na ja, es bleibt mir ja nichts anders übrig. Am Sonntag ist das Rennen, und wenn Gott hilft, so ist Montag früh alles im Klaren.“

„Gott wird schon helfen,“ sagte leise die junge Frau, „selbst wenn Du Malheur hast, so werden wir schon Mit- tel und Wege finden. Nur Zeit müssen wir gewinnen.“

Leo seufzte auf.

„Hörst, Mary, Du hast heut' eine Art, Du bist so merkwürdig. . . zuerst hast alles schwarz g'seh'n und jetzt siehst wieder auf einmal alles rosig. . . Ich ver- steh' Dich wirklich nicht. Wenn schon der Teufel will, daß ich den Preis nicht krieg', — dann weiß ich wirklich nicht, was ich anfangen werd'!“

„Was Du anfangen sollst? Das werd' ich Dir ganz genau sagen: Mich steh'n lassen und eine reiche Partie machen!“

„Sprichst Du im Ernst? Ich soll Dich stehen lassen? Dich, die mir alles auf der Welt ist? Und verkaufen soll ich mich?“

In den Augen der jungen Frau leuchtete es auf. Sie neigte sich über den geliebten Mann und flüsterte ihm ins Ohr:

„Aber, ich habe doch nur so gesprochen. Ich weiß ja, daß Du Deine Mary nicht im Stich lassen wirst. Und Deine Mary wird auch Dich nie verlassen, nie! In welcher Lage auch immer Du Dich befinden mögest. Wenn auch einmal —“

Ein Pfiff wurde laut.

Mary fuhr erschrocken auf.

„Da ist etwas los im Haus! Wir müssen schnell zurück! Wenn Lori pfeift, so ist die Situation ernst!“

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, lief die junge Frau in die Allee hinein. Leo wollte ihr folgen.

„Nein, nein, komm nicht mit! Um Gotteswillen, wenn man uns zusammen sieht! Weib' herunter! Mach' einen Spaziergang!“ flüsterte sie ihm im Laufe zu.

Leo blieb stehen und schritt dann langsam in eine Seitenallee.

(Fortsetzung folgt.)

Sammelmappen

für die

Kriegsnummern der Frankfurter Zeitung

in starker Lederpappe zum Selbststeinbinden, leicht handlich und stets gebrauchsfertig zum Nachschlagen

Preis 50 Pfg. in Frankfurt a. M. frei ins Haus; auswärts Portozuschlag.

MOHR & MEDER

Großbuchbinderei

Rossdorferstr. 18 Frankfurt a. M.

— Fernsprecher Hanna 6451. —

Die Niederlage der englischen Armee.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Englische Horse-Guards in ihrer Ausrüstung.
Das Helmband am Kinn verhindert das allzugroße Aufreißen
des M-undes.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Der englische Werbe-Erklönig.
„Willst, schöner Knabe, du mit mir gehn?“



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Englische Militärtypen.

Wir können die Ereignisse kaum fassen, so schnell stürmen sie auf uns ein. Sieg über Sieg ist die Signatur des Tages. Und wenn nicht die Verlustziffern eine so ernste Sprache sprächen, könnten wir hier meinen, es sei ein Leichtes, unsere Gegner zu besiegen. Aber nur ein heißes Ringen, ein ständiges Sichpreisgeben dem Tode, eine Anstrengung sondergleichen schafft uns die herrlichen Siege auf den langgestreckten Schlachtfeldern. Nicht Stunden tobt der Kampf, sondern Tage lang und selbst durch den harten, unruhigen Schlaf unserer Kämpfer dröhnen die Geschütze. Drum wollen wir zwar jubeln, aber zugleich bedenken, was jene da draußen leisten. Eine der schönsten Siegesbotschaften kam am Freitag: „Die englische Armee bei St. Quentin völlig geschlagen!“ Unsere Bilder



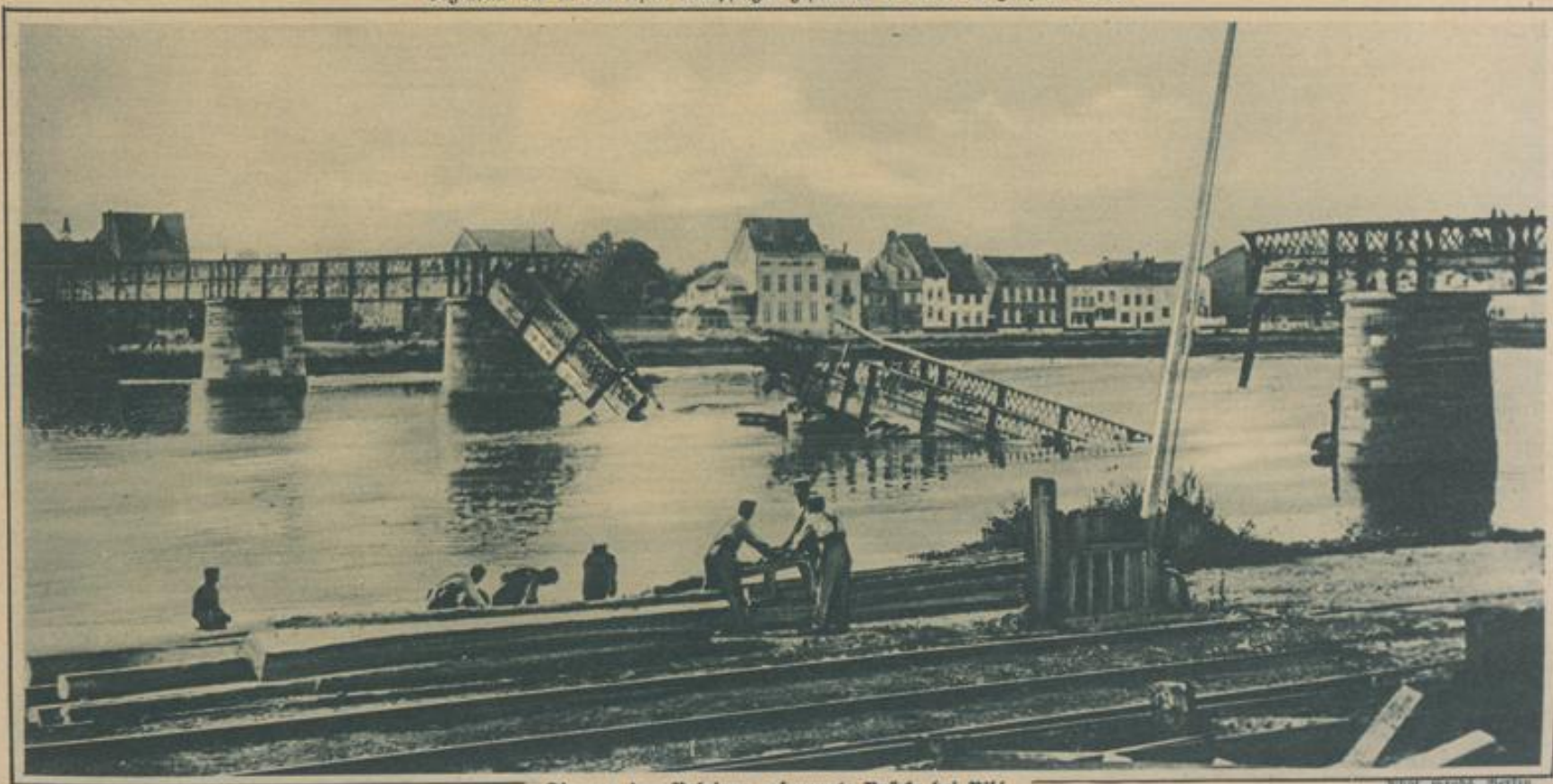
Phot. G. Penninghoben, Berlin-Friedenau.

Den Heldentod fürs Vaterland!

Begräbnis des in den ersten Kampftagen gefallenen Bruders des Fürsten Bülow.

zeigen einen englischen Gardelavalleristen, einen Werbeunteroffizier und zwei Infanteristen. In London wird ob dieses Schlachtausganges große Not herrschen.

Die Londoner können sowieso nicht mehr ruhig schlafen. Wenn eine Biene vorbeisummt, fahren sie auf und meinen, der „Zeppelin“ sei da. Jetzt werden sie bei jedem Trompetenstoß das Gespenst der deutschen Invasion aufsteigen sehen. Die gerechte Sache siegt. Das gibt uns so großes Übergewicht über unehrliche Gegner. Der großtuerische Briten wird vermutlich bald klein und still werden. Mit seiner großartigen, erfolgreichen „Werbung“ — anstatt hunderttausend kamen in London hundert Mann zum Werbebureau — hat er sich schon vor den Kämpfen dem Spott der Welt ausgesetzt. Jetzt hat er auch den „Schaden“ dazu.



Die von den Belgiern gesprengte Brücke bei Vifé.
Die Brücke wurde von deutschen Pionieren notdürftig wieder aufgebaut.

Schach.

Reprint von J. Wiese.

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier zu Rannheim am 30. Juli gespielt.

Italienische Eröffnung.

Weiß.	Schwarz.	Dr. Tarrasch.
1. e2-e4	e7-e5	
2. Sg1-f3	Sb8-c6	
3. Lf1-e4	Lf8-e5	
4. e2-c3	Dd8-e7	
5. d2-d4	Lc7-b6	
6. 0-0	d7-d6	
7. a2-a4	a7-a6	
8. Lc1-e3	Lc8-g4	
9. d4-d5	Sc6-b8	

Die man sieht, ist das schwarze Spiel überall gelähmt; außerdem hat Weiß noch den Vorteil der offenen f-Linie.

10. a4-a5	Lb6×e3
11. f2×e3	Sg8-f6
12. Sb1-d2	Sb8-d7
13. Dd1-e1	Sd7-c5
14. De1-b1	Lg4-c8
15. b2-b4	Sc5-d7
16. Sf3-h4	g7-g6
17. Dh1-e1	c7-c6
18. Sh4-f3	ce6×d5
19. e4×d5	e5-e4
20. Sf3-g5	h7-h6
21. Sg5-h3	
22. Dh4	fo 21... Sh7
23. De7-e5	

Stellung der Partie nach dem 21. Zuge von Schwarz.



Einige Glossatoren empfehlen 22. Ta1-c1, 23. Sh3-f4, 24. h2-h3, 25. Sf4-e2, 26. Le4×d5, 27. Se2-d4, 28. Sd2-c4, 29. Sd4-f5!, 30. Sf5×d6, 31. Te1-d1, 32. Td1-d4, 33. a5×b6, 34. Sc4-a5. Schwarz gibt auf.

Haus und Küche.

Lammleber. Eine Lammleber für drei Personen. Die Leber wird 1/2 Stunde in kaltes Wasser gelegt, abgetrocknet und in halbfingerdicke Scheiben zerschnitten. Jede Scheibe trocknet man nochmals ab, taucht sie in Mehl, mit etwas Salz und Pfeffer gemischt und brätet sie in der Pfanne in reichlich Butter oder Fett auf jeder Seite mindestens vier Minuten, bis das Blut aus der oberen Seite quillt. Die gebratenen Stücke belegt man mit gebratenen Zwiebeln und deckt sie während der Saucebereitung zu. Zur Sauce aus geröstetem Mehl gibt man gern 1 Teelöffel Fleischextrakt.

Kartoffeln in Petersiliensauce. Man röste in Butter oder Schmalz einige Löffel Mehl sowie einen Eßlöffel feingehackten Zwiebel, bis sie schön hellgelb sind, gebe dann einen Kaffeelöffel fein gewiegte Petersilie dazu und rühre das Mehl mit warmer Fleischbrühe zu einer dickflüssigen Sauce an. In diese kommen nun die in Scheiben, geschnittenen gekochten Kartoffeln, Salz und etwas Muskatnuß, die mit der Sauce noch einige Minuten gekocht werden. Statt Petersilie kann man auch Wein oder Essig an das heiße Fett geben, dann bekommt man eine saure Sauce.

Kartoffeln in saurem Rahm. Rohre Kartoffeln schneide man in Scheiben, menge Salz, Pfeffer und Schnittlauch darunter und dämpfe sie, mit etwas Mehl bestäubt, in Butter oder Gänsefett. Dann nehme man 1/2 Liter sauren Rahm, verquirlt diesen mit 2 Eigelb und menge ihn unter die Kartoffeln, die nur noch etwa 5 Minuten damit anziehen dürfen.

Kartoffeln mit Käse. Man bestreiche eine Schüssel mit Butter, gebe eine Lage gefotene, in Scheiben geschnittene Kartoffeln hinein, einige Löffel sauren Rahm mit Eigelb und geriebenen Parmesanfäse verquirlt darauf, darüber wieder eine Lage Kartoffeln, wieder verquirlten Rahm usw. Zum Schluß gieße man den übrigen Rahm darüber, bestreue die Speise mit Paniermehl und backe sie im Bratofen schön gelb.

Praktische Winke.

nk. Bienenwachs als Putzmittel. Mit Bienenwachs lassen sich Kofstlede von feinen Stahlmessern leicht entfernen, wenn man wie folgt verfährt: Man nimmt ein Stück Wachs in ein Mullläppchen und reibt damit die erwärmte Klinge ab, die man dann nochmals mit pulverisiertem Kochsalz nachreibt.

nk. Ein vorzügliches Vertilgungsmittel der Schwaben ist Borax. 9 Teile von pulverisiertem Borax mit 1 Teil Zucker vermengt und diese Mischung des Abends an den von den Schwaben bevorzugten Stellen ausgestreut, tötet diese nach dem Genuß dieses Pulvers sofort, so daß sie am Morgen leicht entfernt werden können.

Wachsflecke entfernt man aus Samt, wenn man heißgemachten feinen Sand darauf streut, mit weicher Bürste darauf bürstet und so lang durch frischen ersetzt, bis der Fleck verschwunden.

Buchstabendoppelrätsel.

aus den nachstehend 40 Buchstaben bilde man 10 aus je vier Buchstaben bestehende Wörter. Die Buchstaben bezeichnen: einen Dummelkörper, ein Getränk eine Rahl, Teil eines Gedichts, Teil eines Schiffes, La ve, Gerüst, Schmuckgegenstand, Stadt in Böhmen und Teil des Gesichts.

Setzt man vor jedes dieser Wörter zwei der nachstehend angegebenen Buchstaben, so entstehen neue Wörter, deren richtig geordnete Anfangsbuchstaben den Namen eines Bildhauers nennen. Die Buchstaben sind: a d d e e e e e a b i i n n o r r s u.

Bilderrätsel.



Kombinationsaufgabe.

Aus den nachstehend zusammengestellten Wörtern sollen durch Umstellung der Buchstaben neue Wörter von der angegebenen Bedeutung gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten neuen Wörter nennen den Namen eines Dichters. Man bilde aus:

Part. Deld. Ak = einen Städtenamen
Teiner. Nadel = ein Land in Europa
Rein, was. Tell = einen berühmten Feldherrn
Nach. Al. id = ein Raortier
Len. Rain = eine Stadt in Sachsen-Weimar
Paar. Maus = eine Landschaft in Deutsch-Afrika
Ihule. Sand = eine Stadt in Schlesien
Meise. Dorn = eine Stadt in Bayern
Gold. vir. das = Eine Stadt im Rheinlande
Ar. Del. Rad = einen Künstler
Derd. Kade = einen Anadennamen.

Auflösungen.

Pexierbild.

Wenn man das Bild umdreht, findet man den Gesuchten an der Seite rechts zwischen Gepäckträger und Baum.

Kombinierter Rätselsprung.

Sucht dich die Freude, grüße sie,
Sie schmückt das Erdenleben;
Gib Raum ihr, doch verleihe nie,
Daß Flügel ihr gegeben.
Und wenn dich Leid und Weh
erleitet,
Nicht sie gebulbig tragen
Und hoffen, daß die Wunde heilt
Die Hand, die sie geschlagen.
Julius Sturm.

Sternrätsel.

D	E	m
p	a	u
	o	m
R	s	i
u	t	f
l	a	u
G	a	m

Nachdruck verboten.



Die Russen erobern die erste „deutsche Fahne“.



Der gewaltige Andrang der Freiwilligen in London.

Wiener Wäsche-Moden.



Nicht nur unser gesamtes Wirtschaftsleben, auch der Haushalt steht unter dem Zeichen des Krieges. Dahin ist die altgewohnte und liebgewonnene Regelmäßigkeit, Änderungen und Umwälzungen hier wie dort. Hier fehlt der Hausherr oder mehrere Söhne und dort sind viele Frauen zungsweise wirtschaftlich zu Unfähigkeit verurteilt. Und wenn auch diese Unfähigkeit in den weitaus meisten Fällen durch eine liebevolle Fürsorgetätigkeit für unsere Krieger und Verwundeten wieder ausgeglichen wird, so bleibt doch noch immer freie Zeit genug. Verwende man sie dazu, die häuslichen Bestände nachzusehen, besonders den Wäscheschrank einer durchgreifenden Prüfung zu unterziehen, auszubessern, was auszubessern ist und umzuarbeiten, was nicht mehr dem zeitgemäßen Geschmack entspricht. Einige nachfolgende Winke werden für solche Notstandsarbeiten wertvoll sein.

So manche Braut verbringt die Zeit in Erwartung des heimkehrenden Siegers. Frohen Muts ist sie dabei, die Ausstattung für das künftige Heim zusammenzustellen, an der Leibwäsche die letzte, vollendende Hand anzulegen. Auch für sie werden die folgenden Hinweise von einigem Werte sein.

Gerade auf dem Gebiete der Leibwäsche ist der französischen Richtung in der Wiener eine immer gefährlicher werdende Konkurrenz entstanden, die ihr in den letzten Jahren sogar offensichtlich das Szepter aus der Hand entwunden hat. Auch die Wiener Modelle bevorzugen leichte, dünne und wenig auftragende Stoffe, vor allen Dingen den geschmeidigen Batist. Sehr beliebt sind Tüllgarnituren, die säumchenartig angeordnet werden oder aber als breite Einfäße auffallen. Ihnen zur Seite steht eine verbreitete Vorliebe für Band. Allenthalben finden wir Schleifen, Bandträger oder auch Durchzüge angebracht und manche der Taghemden wirken infolge solcher Verzierungen wie leichte, dünnere Hochsommerkleider, umso mehr, als sie auch im Schnitt und in der Ausföhrung den Vorschriften der Kleidermode entsprechen.

Soweit die Taghemden nicht mit Tragbändern versehen sind, zeigen sie tiefe, viereckige Ausschnitte. Säumchenstücke und plüsierte Einfäße sind recht häufig zu sehen, vor allen Dingen aber auch Spitzen, mit denen sich bekanntlich alle möglichen Wirkungen erzielen lassen und die auch in der Verwendungsart unerschöpflich sind. Eine sehr wichtige Rolle kommt wieder der Handstickerei zu. Wo sie nicht unmittelbar auf das Wäschestück aufgetragen wurde, da weisen wenigstens breite Einfäße auf ihre Bedeutung hin. Reiche, volle Stickerien, auch wenn sie etwas überladen erscheinen, gelten als die große Mode und erhöhen damit auch den Wert des Stückes.

Als Gegenstück der Taghemden ist es notwendig, anschließend von den Nachthemden zu sprechen. Das Sprichwort „bei Nacht ist alles grau!“ ist nur noch Theorie. Immer kostbarer und reicher ist das Nach-

themd geworden. Und auch heute wird es nicht nur aus Batist oder Linon ausgeführt, sondern hellfarbige Seidenstoffe sind ebenso erlaubt. Spitzen und Band bilden auch für Nachthemden die gebräuchlichsten Garniermittel. Auch das Nachthemd ist oft viereckig ange schnitten und die beliebten kurzen Ärmel zeigen einen reichen, lang herabfallenden, meist aus Tüllspitzen gefertigten Verputz, der sich am Ausschnitt wiederholt.

In Weinleibern gibt es nur wenige Neuheiten. Noch immer bevorzugt man die enganliegende, kürzere Form. Nur der Ausputz ist reicher geworden und wenn er auch das Weinleid nicht mehr in breiten Ballungen umgibt, so zeigt er doch auch in seiner neuen, anpassenderen und anliegenderen Form wirklich als schön anzusprechende Wirkungen.

Ähnlich in der Ausführung erweisen sich die Garnituren, einerlei, ob sie nun Hemdböse oder Hosentrod vorstellen. Sie bieten natürlich als Gesamtheit etwas mehr Einheitlichkeit im Ausschmuck, aber im Grunde genommen huldigen sie der gleichen Richtung und bevorzugen gleiche Materialien.

Der Unterrod ist in der letzten Saison zu etwas höherem Ansehen gekommen. Man sieht meist helle Seidenröcke mit dunklen, auffällenden und abstechenden Volants garniert. Spitzen und Band bilden einen ebenfalls beliebten Schmuck, neben kleinen Mütentanken, die im Grunde genommen aber wenig haltbar sind.

Die neue Taschentuchmode fällt durch ihre abenteuerlichen vieldeutigen Formen auf. Punktstickerien, häufig Monogramme ergebend, gelten als geschmackvolle Verzierung neben dem unvermeidlichen Einfäße aus leichten, leichten Spitzen.

Die seidenen Unterkleider in Profat und sonstigen Kleidungsstücken entsprechen mehr der Pariser Mode, jener schwebelnden, sekketten und solottenartigen Mode, von der uns heute durch den Krieg schon ein großer Abgrund trennt und von der wir uns schon aus nationalen Gründen vor Friedensschluß werden emanzipieren müssen.

Barrikaden der Bürgerwehr in Tervueren bei Brüssel.



Flüchtende Bewohner, welche die Verräterei nicht mitmachen wollen.

Die Engländer als Seeräuber.



Der von den Engländern in neutralen spanischen Gewässern zum Sinken gebrachte Schnelldampfer des Nordd. Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große“.

✠ ✠ ✠ ✠ ✠ **Skizze vom Verbandsplatz der 81^{er}.** ✠ ✠ ✠ ✠ ✠



Nach Berichten verwundeter Offiziere.

Der 81. Btl. des 8. Div.

II. Jahrgang.
No. 37

7. Kriegsnummer

10. September 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Die gute Aufnahme der Deutschen in Holland.



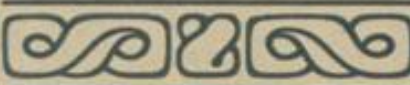
Eine katholische Pflegeschwester in Maastricht legt einem verwundeten Deutschen einen Armverband an.

Phot. Hoff, Berlin.

Umfang: 16 Seiten.



Poincaré im Münchener Hofbräuhaus.



Die Ent-Ente-Sieger.

Telegramm von Poincaré:
„Steh mit 'nem Eiertopf HB
im Hofbräuhaus zu München!“

Der Zar, vom Siegesalb bedrückt,
war gleich befreit und „hochbeglückt“
als er die Nachricht hörte.

Er glaubt' sie bis auf's letzte Wort
und schrieb: „Es ist auch hier wie dort,
ich stehe schon in Wriezén.“

Mein lieber Präsident verschlauf,
vor allem aber kauf, o kauf
den Bayern all ihr Bier aus!“

Poincaré tat einen Zug
dann aber hatte er genug,
er konnt' nicht mehr vertragen.

Er schrieb an Väterchen sofort
es sei bei Leibe hier wie dort —
zu groß die Niederlage!

M. G.



Kitchener sucht die Welt nach Freiwilligen ab.



Der „Matin“ eine Zeitungs-Hyäne.

Der „Matin“ hat in seinem Bureau den Helm und Säbel des ersten angeblich gefangenen deutschen Offiziers ausgestellt. Wie sich herausstellte, waren die Waffen einem gefallenem Offizier abgenommen worden.

Wie die Russen im Osten gehaust haben.



Veitinger Presse-Büro.
Ruinen eines an der Grenze gelegenen sinnlos zerstörten deutschen Städtchens.



Ostpreussische Landstürmer bewachen einen Bahnhof.

Veitinger Presse-Büro.

Sie geben ihren Kampfes-
genossen im Westen nichts
nach und wo sie den Fuß
hinsetzen, hat Nord und
Brand gewütet. Offenbar
wurde im russischen Heer,
wie aus Berichten hervor-
geht, einfach die Parole aus-
gegeben, alles ent-
zweizuschneiden und
niederzubrennen,
was in den Weg
kommt. Häuser von ost-
preussischen Gutsbesitzern, die
nie daran gedacht hatten,
auf das russische Militär zu
schießen, wurden dem Erd-
boden gleich gemacht. Die
Bewohner wurden auf's
grausamste mißhandelt, die
Frauen vergewal-
tigt und viele Unschuldige
erschossen. Daß die Russen,
namentlich die Kosakenregi-
menter ganz sinnlos gewütet
haben, geht schon daraus
hervor, daß sie auch das,
was für sie brauchbar war,



Eine zerstörte Eisenbahnstation.

Veitinger Presse-Büro.

vernichteten. Sie sperten,
blöde und bestialisch zu-
gleich, alles Vieh in die
Ställe, bevor sie die Güter
anzündeten. Offenbar be-
standen bei ihnen so glän-
zende Verpflegungsverhält-
nisse, daß sie kein Fleisch
brauchten. Die Gefangenen
wissen ja anders zu er-
zählen und grinsen schon
vor Vergnügen, wenn die
Mittagsstunde kommt. Nun
die Vergeltung hat nicht
lange auf sich warten lassen.
Wir haben diese Barbaren-
horden vernichtet und in die
Sümpfe Masurens gewor-
fen, wohin sie gehören. Was
die 70 000 russischen Gefan-
genen — es werden ja bald
mehr sein — zehren, wird
uns Väterchen Jar einst in
blanker Münze hinlegen
müssen. Es wird für ihn
ein bitteres Dessert werden.
Aber er hat es ja so haben
wollen.



Der von uns zerstörte Bahnhof von Kalisch, aus dem auf unsere Soldaten von russischen Zivilisten
geschossen wurde.

Phot. N. Goldmann, Berlin.



Deutsche Soldaten bewachen die Aufräumarbeiten an zusammen-
geschossenen Häusern in der Dresdenerstraße in Kalisch.

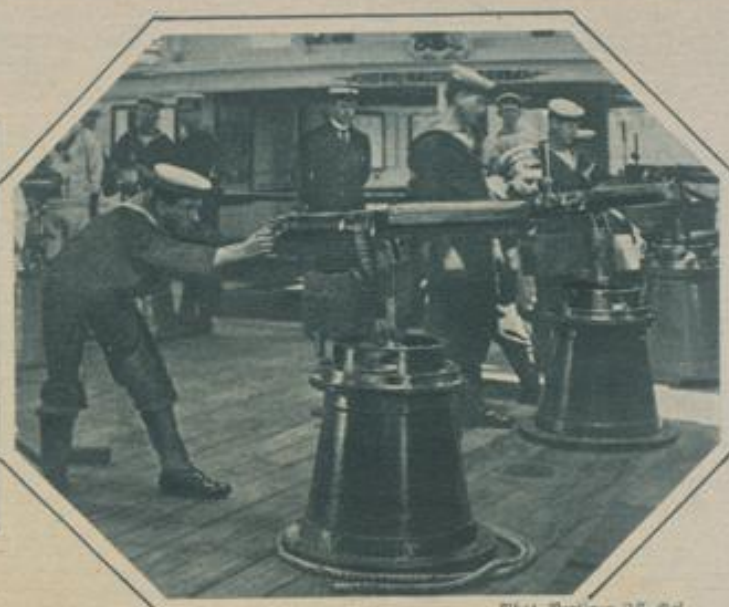
Phot. N. Goldmann, Berlin.



Gefechtsübungen.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Von der englischen Flotte.



An Bord eines englischen Panzerschiffes.

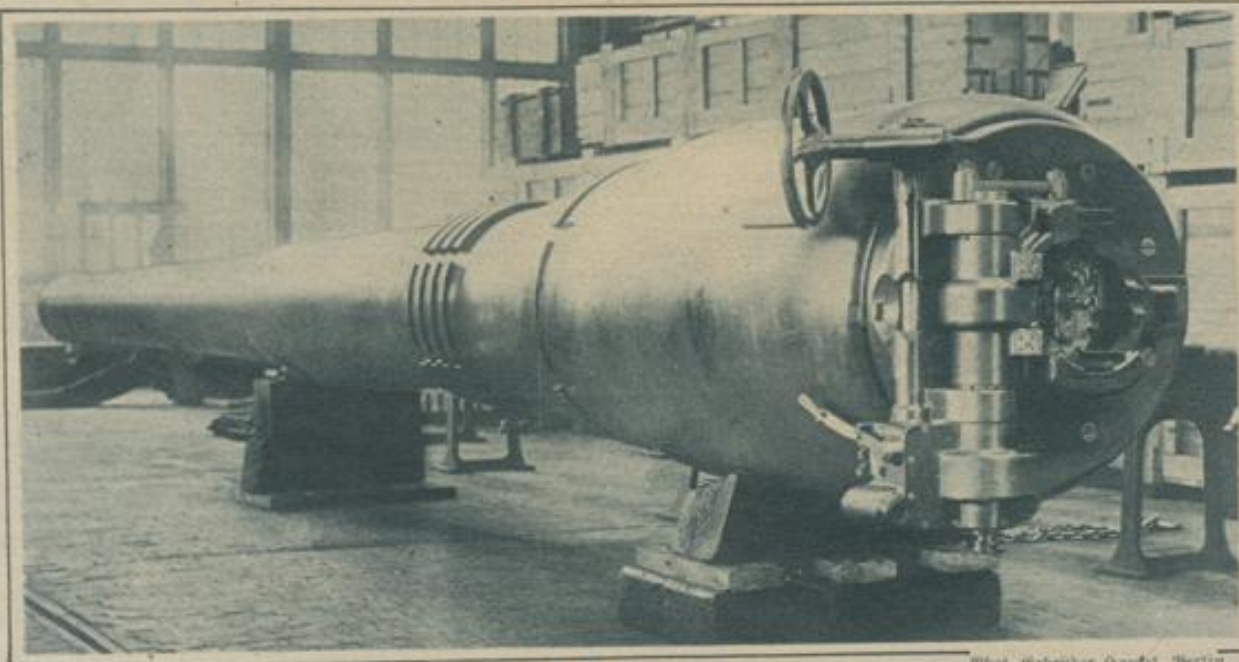
Phot. Berliner Ill.-Bl.

Mit großer Spannung wird jetzt im ganzen Deutschen Reich und wohl auch in aller Welt die Begegnung zwischen der englischen und der deutschen Flotte erwartet. Aus allen Nachrichten, die uns bisher erreicht haben, geht hervor, daß ein außerordentlicher Kampfesifer unsere blauen Jungen befeuert und daß sie nichts sehnlicher wünschen, als bald an den Feind zu kommen. Sie haben schon einige tollkühne Stücke geleistet und dem großprohigen Feinde erheblichen Schaden zugefügt. Ein englischer Dreadnought ist von dem Gefecht in der Nordsee mit 14 Löchern im Bauch zurückgekehrt, und was die englische Flotte sonst noch an Beschädigungen erlitten haben mag, wird nur noch nicht bekannt sein und auch von ihr kaum bekannt gegeben werden. Unsere kleinen Kreuzer, die von der englischen Uebermacht bei unsichtigem Wetter überfallen wurden, sind zwar nicht wieder heimgekehrt, aber sie sind nicht umsonst gesunken. Wir müssen uns daran gewöhnen, auch

Verluste zu ertragen, um so mehr als alle Meldungen, auch die englischen, darin übereinstimmen, daß unsere Schiffsbesatzungen mit einem Heldenmut sondergleichen gekämpft haben und bis zum letzten Augenblicke feuernd untergingen. Unsere Bilder führen an Bord

eines englischen Panzers und in eine der großen englischen Geschützfabriken. Die Aufnahme des eben fertiggestellten Riesengeschützes ist um so bemerkenswerter, als das Photographieren derartiger Rüstungsgegenstände in den Arsenalen nicht einmal englischen Photographen oder Zeitungen gestattet ist. Von einer imposanten Wirkung ist das halbfertige Bild: ein englisches Flaggschiff schickt seine Breitseite ab. Weit hin strecken die Riesengeschütze ihre Rohre vor. Das Abschießen einer solchen Granatenladung macht das ganze eisengepanzerte Schiff erzittern. Es wird aus diesen Riesenschiffen mit verschiedenen Geschossen gefeuert, die je nach Lage und Stellung des Gegners gewählt werden. Die Wirkung einer solchen Breitseite kann natürlich unter Umständen groß sein.

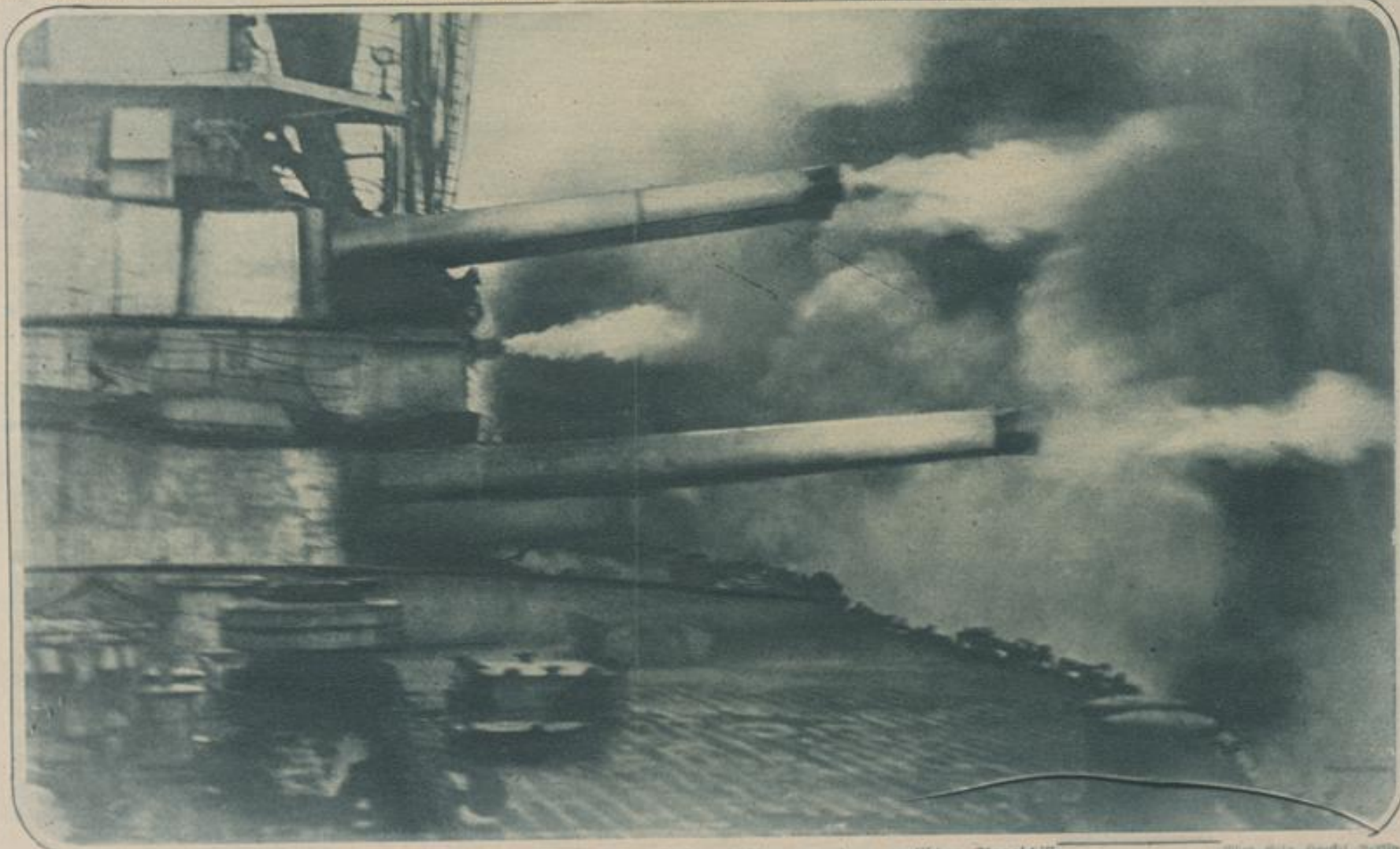
Aber wir brauchen uns nicht zu fürchten und wollen hoffen, daß die Bänke der englischen Kriegsflotte zu klein sind, um all die Löcher aufzunehmen, die wir ihnen zugebracht haben.



Die stärkste und längste Kanone der englischen Flotte.

Phot. Gebrüder Gerdts, Berlin.

Unter Bild ist in einem englischen Arsenal aufgenommen. Fertigmachen und Abfeuern eines solchen Geschützes, das etwa 200,000 Mark kostet, dauert nach Angaben des englischen Kriegsministers drei Sekunden.

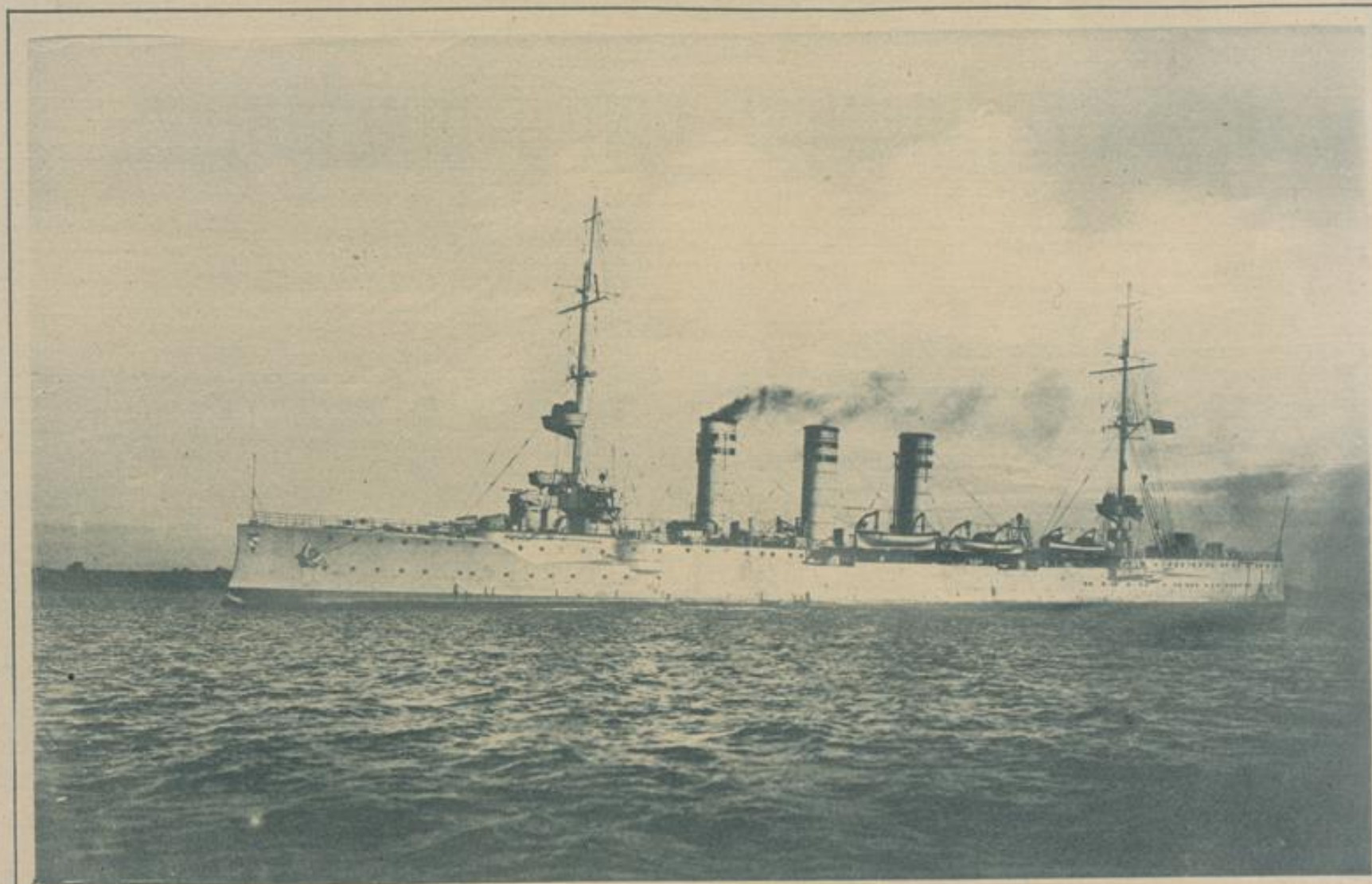
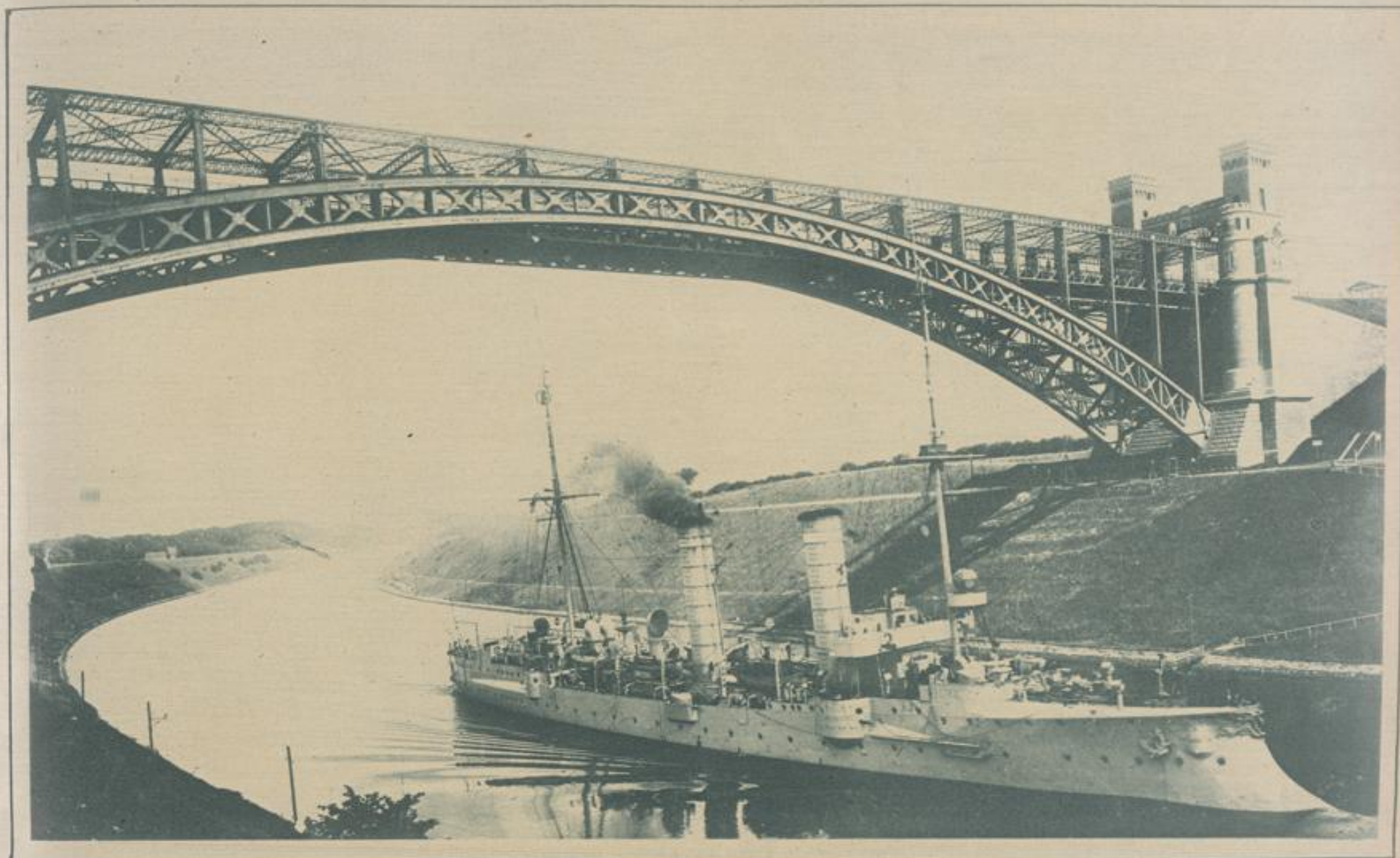


Abfeuern einer Breitseite des obigen Riesengeschützes von einem englischen Flaggschiff.

Phot. Gerdts, Berlin.

Das Gefecht in der Nordsee. — Die kleinen Kreuzer „Ariadne“ und „Mainz“.

(Siehe auch Seite 9).





Russische Offiziere in der Gefangenschaft.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

(2. Fortsetzung.)

„Na, da werden die Herren schon für sorgen. . . Hier, mein Jung, hast Du 'nen Groschen. Nun grüß Deinen Vatter. Er soll mir die Schuh gut zu pah machen — nicht zu breit und nicht zu schmal. Adjus auch.“

Wulff stand wieder draußen. Er ging raschen Schrittes die Berst hinunter, als hätte er Angst, man würde ihn zurückrufen, und er müßte noch einmal vor dem Bauern hilen und ihm Schuhe anmessen.

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Hand in der Tasche zur Faust.

Die Bauern, ja, das waren die Herren, die im Dorf zu sagen hatten. Der da drinnen gehörte auch dazu. Die würden über ihn beraten, wie über ein Stück Rindvieh. „Er muß aufs Land zum Dienen.“ . . . Sie würden ihn auf irgend eine Weisde schiden, und er müßte gehen.

Aber er würde sich wehren. Er wollte kein Handwerker werden und auch kein Knecht. Er wollte den Kopf frei und stolz tragen, und wenn er auch noch nicht sein eigener Herr sein konnte, wollte er doch nur dem Herrn dienen, der ihm gefiel.

Es war ein schöner Sommerabend. Sachte strich der Abendwind über den Aaog. Wenn es doch stärker wehen, wenn es doch stürmen möchte! Er hatte Lust zum Kampf, Lust zu einer großen Arbeit, die über seine Kräfte ging, und er hatte auch Kraft und Mut.

Er blieb stehen und schaute um sich. Vor ihm im roten Abendglüh lag die weite Marsch.

Seine Heimat!

Nein, es war nicht seine Heimat. Er war nur ein Geduldeter hier. Nicht eine Handbreit Erde würde er jemals von diesem Lande erben.

Aber wenn das Land, worauf er lebte, das er liebte, nicht seine Heimat war, wo war sie dann? Wo in der weiten Gotteswelt sollte er sie suchen?

Eine unendliche Sehnsucht nach der Ferne ergriff ihn plötzlich. So möchte seinem Vatter zu Mute gewesen sein, als er Heimat, Weib und Kind verließ, um das Glück zu suchen.

Jegendwo müßte es doch auch für ihn ein Glück geben. Er wollte danach streben, von hier fortzukommen, ein freier Mann zu werden. Das war schon ein Glück.

Nicht weit von ihm am Grabenrande wuchs ein Weidenbaum, einer jener Bäume, die sich nur in jungen Jahren biegen lassen, die nachher weder zu biegen noch zu brechen sind. Kein Sturm vermochte diesen Baum zu entwurzeln. Er müßte umgehauen werden, wenn er einmal fallen sollte.

So stolz und aufrecht wie der Stamm stand Wulff. Seine Augen glühten in jugendlicher Begeisterung. Seine Blicke umfaßten den weiten Aaog.

Hier und da graßten buntgekleckte Rinder — nein, Herzüge waren es mit breiten Stirnen voller Kraft und Selbstbewußtsein. Fürsten waren es. Jeder einzelne war ein Gebieter in seinem Reiche. Sie hatten das Land, die Macht, das Ansehen. Sollte er sich an ihnen ein Beispiel nehmen? Ja? Ja! . . . Nein, nein!

Am Rande des Horizonts erhoben sich die breiten Gehöfte auf ihren Bersten. Manche von ihnen waren von einem so dichten Baumkranz umgeben, daß sich das Herrenhaus ganz versteckte.

Da wohnten sie — die Nidels, Jakobs und wie sie alle hießen. Wie ging doch der Spottvers auf die acht größten Bauern? Oft genug hatten sie ihn gesungen, auf der Straße und dem Landweg.

Detlef Nissen, de Morgensteern,
Georg Nidels schläppt so geern,
Ve Grotjohann is en holten Arel,
Jas! Piper, de sitt nich lang still,
Jan Bruhn fäht man wat suer ut,

Anills Kasten hett en grote Snut,
Deert Jakobs is en heilschen Mann,
Jörn Schoof kommt immer achteran.

Wer hatte den Vers gedichtet? Niemand. Er war aus sich selbst entstanden — nach und nach, wie sich die Eigenschaften der Bauern der scharfsichtigen Jugend offenbarten.

Jörn Schoof kommt immer achteran. Ja, er war der Letzte im Ansehen, und sein Hof war auch der letzte im Dorfe. Er grenzte an den Laternberg. Oft hatte Wulff als kleiner Junge von oben herab auf den Bauern gesehen, wie die Ellhornbüsche auf die hohen Eichen, und er war sich sehr groß vorgekommen.

Er haßte diesen Bauern. Er haßte sie alle aus tiefstem Herzensgrunde. Sie waren sich alle gleich: so selbstbewußt, selbstigerecht, überflüg und überlegen.

Die ganze herrliche Marsch vor seinen Augen gehörte ihnen. Sie hatten sich darin geteilt. Sie waren die Herren, sie und ihr Anhang. Die anderen konnten zusehen.

„O ihr! Ich werde noch einmal klüger und mächtiger als ihr alle!“

Hatte er es hinausgerufen? Hatte es jemand gehört?

Nein, er stand ganz allein auf dem einsamen Wiesenweg. Ueber seinem Kopf trillerte eine Lerche.

Da fuhr er zusammen und machte große Schritte, daß er heimkam.

Als er an dem Marktplatz vorüberging, sah die Frau Kirchspielvogt hinter Fuchsen- und Aschblumentöpfen am Fenster. Er grüßte und sie dankte freundlich. In seiner Erinnerung stieg ein Bild auf von einer Mutter, die mit ihren Kindern spielte. Etwas derartiges war ihm vorher und nachher in seinem Leben nicht wieder begegnet. Deshalb stellte er diese Frau hoch über alle anderen.

Die Schusterische kam ihm schon in der Haustür entgegen.

„Wo bleibst Du nun so lang, mein Süßer? Komm man rein! Wir sind all lang bei die Abendloft.“

Draußen saß man bei der Buchweizengrübe. Ein paar Nachbarn waren zum Schnaden gekommen. Die hatten sich's auf der Lederbank bequem gemacht, rauchten ihre langen Pfeifen und schauten zu, wie es dem Schuster schmeckte. Wulff mußte Bericht erstatten. Er tat es widerwillig. Trien Schuster mußte jedes Wort aus ihm herauszihen.

Danach berieten sie über Wulffs Zukunft. Sie hatten ja alle teil an ihm. Da war es ihre Pflicht, sich darum zu sorgen.

„Zum Schuster hat er nicht die rechten Gaben,“ meinte Timm Schuster. „Ohne Talent ist es damit nichts.“

„Wenn ich einen Lehrlingen gebrauchen könnte, würde ich ihn nehmen,“ sagte Matthies Schneider, „aber die Zeiten, die schlechten Zeiten! — Der Sped ist zu teuer.“

Thoms Zimmermann, der mit den großen Erfahrungen, schüttelte sein weißes Haupt.

„Der tut auch kein gut!“

„Das ist vererbt,“ flüsterte die Schusterische ziemlich laut. „Sein Vater hielt's auch nicht mit der Arbeit. Der wollt' auch lieber Herr sein als Knecht. . . . Hat schon einmal wieder was von Peter Jessen gehört?“

Rein, es hatte keiner was gehört.

„Na, denn können wir unsre Hoffnung auf den auch man begraben. Ich hatte immer gedacht, es würde einem noch mal von der Seite gelohnt werden. Wenn ich bedenke, was ich mit dem Jungen schon alles erlebt habe! — Das glaubt kein Mensch.“ Die Frau wischte sich mit der Schürze die Augenwinkel aus.

„Vier Wochen bei Wasser und Brot,“ murmelte John Polzei, „da sollte er bald Mores kennen lernen.“

Wulff hörte jedes der Worte. Aber sie verfielen bei ihm nicht. Selbst vor John Polzei hatte er keinen Respekt. Er aß hastig, mit finstern Gesicht seine Grübe und stürzte gleich nach dem Essen hinaus. Im Fortgehen hörte er noch, wie seine Pflegemutter rief:

„So geht es! Immer mit dem dicken Kopf durch die Welt! Es ist ein wahres Leiden!“

Wulff eilte davon, über Hofplatz und Garten, bis er ans freie Feld kam. In seiner Tasche brannte ihm etwas wie Feuer. Er zog es hervor. Es war der Groschen, den Pe Grotjohann ihm gegeben hatte.

Er warf ihn in weitem Bogen über das Land, und nun atmete er auf.

Fünftes Kapitel.

Wulff Jessen wurde konfirmiert und kam als Hofjunge zu Deert Jakobs auf Jakobshof. So war es in der Gemeindeversammlung beschlossen. Er selbst wurde nicht gefragt.

Er traf es nicht schlimm. Hunderten von Jungen ging es schlechter. Die Behandlung war gut. Das Essen einfach und dorb. Er hatte seine Arbeit zu tun, und wenn er mal etwas nicht recht machte, zogen ihn die Knechte an den Ohren. Abends konnte er in der Leutestube sitzen und zuhören, was Knechte und Mägde sich erzählten; mitunter wurde er auch hinausgeschickt. Die Arbeit war nicht hart. Laufen hieß es — bald hierhin — bald dorthin. Bald schickte ihn der Herr, bald die Frau.

Er tat, was ihm aufgetragen wurde, ohne zu murren, aber auch ohne Freundlichkeit. Sein Raden beugte sich nicht, auch wenn man ihn noch so viel aufstieß. Er war zu keinem Spasse zu haben. Er ließ sich nichts zu schulden kommen und doch sagte ein jeder:

„Der tut kein gut.“

Ein Jahr währte das, ein langes Jahr. Als Wulff ein Jahr ins Joch gegangen war, schüttelte er es eines Tages mit einem Rucke ab.

Deert Jakobs fuhr ins Dorf zur Gemeindeversammlung. Er hätte ebenso gut gehen können; aber der Wagen mußte ohnehin ins Dorf, um Waren abzuholen, auch sollten die Pferde beschlagen werden. So fuhr der Herr.

Wulff wußte wohl, daß Deert Jakobs zu denen gehörte, die über das Wohl und Wehe des Dorfes zu beraten hatten. Nun wohl — er wollte mal selbst ein Wort mit den Herren reden.

Der Knecht lenkte die Pferde. Der Herr saß neben ihm. Man sah sofort, wer Herr und wer Knecht war. Wulff Jessen, der Hofjunge, hockte hinten auf, um die Heftoren auf und zuzumachen.

Deert Jakobs stieg im Kirchspielstrug ab und verschwand in der Herrenstube. Der Junge gab vorn im Laden Aord und Zettel ab, und der Knecht fuhr indessen zum Schmied.

Draußen saßen die Herren bei dampfendem Grog. Die Stube war von dichten, bläulichen Tabaksqualm erfüllt.

Man beriet. Große Sachen standen nicht auf der Tagesordnung. Da klopfte es an der Tür, und herein trat der Hofjunge vom Jakobshof. Er schob John Polzei, der ihn am Rockschöß fassen wollte, bei Seite und trat bis an den Tisch der Herren vor.

„Junge, was willst Du hier?“

„Ich wollte die Herren man bitten, daß sie mich etwas anderes werden lassen.“

„Wer ist das?“

„Der Gemeindejunge vom Taternberg.“

„Ach so!“

„Hast Du Dich über etwas zu beklagen?“

„Rein. Aber ich möchte etwas lernen.“

„Dann hast Du wohl keine Lust zum Bauern?“

„Zum Bauern wohl, aber nicht zum Knecht.“

Die Herren lachten, daß es dröhnte. John Polzei lächelte pflichtschuldig.

„Der Junge ist wahrhaftig nicht dumm. Er möchte Herr spielen. Haha!“

Wie er so da stand mit den dunkel blühenden Augen in dem finstern, jungen Gesicht, da dachte mancher: „Ich möchte den um alles in der Welt nicht als Knecht auf meinem Hofe haben.“

Deert Jakobs nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte gemächlich:

„Denn laß man, mein Jung, ich halte Dich ja nicht.“

„Was möchtest Du denn werden?“ fragte der Kirchspielvogt.

„Kaufmann,“ entgegnete Wulff so bestimmt, als hätte er jahrelang darüber nachgedacht.

„Ist gut.“

Der Kirchspielsträger, der zugleich den Aamladen hatte, wurde heringerufen und gefragt, ob er einen Lehrling gebrauchen könne.

„Um Gotteswillen,“ sagte Alasohn, „ich, meine Frau und meine Tochter sind all drei Mann. Was sollen wir noch mit 'nen vierten anfangen!“

„Ja — was machen wir denn?“

„Vielleicht könnte er ein Handwerk lernen?“ meinte einer.

Rein!!

Wie das herauskam! Als ob er selbst darüber zu bestimmen hätte.

„Der Jung will uns wohl das Aufsitzen lehren?“

Der Kirchspielvogt saß oben am Tisch. Er hatte das Kinn auf die linke Hand gestützt und sah den jungen Mann wohlwollend und forschend an. Er wollte schon mit ihm fertig werden.

Jetzt winkte er ihn zu sich heran.

„Sagen Sie mal, haben Sie eine gute Handschrift?“

Einen Augenblick sah Wulff ihn erstaunt an. Es war das erste Mal, daß ihn jemand mit Sie anredete.

„Ich glaube wohl, Herr Kirchspielvogt.“

Wulff Jessen war wie verwandelt. Das eine Wörtchen Sie und ein freundlicher Blick aus den Augen des Vogts hatten seinen Trost im Nu bezwungen. Bescheiden und willig stand er vor dem Vogt.

Dieser nickte: „Hätten Sie Lust, bei mir als Schreiber einzutreten?“

Bis jetzt war es Wulff als das höchste Ziel erschienen, Kaufmann zu werden. Er hatte in Büchern darüber gelesen. Als Kaufmann konnte man reich werden, die Welt kennen lernen, zu Macht und Ansehen gelangen. Ein freundliches Wort an der rechten Statt, da stürzten alle stolzen Lustschlösser ein.

„Ja, ich möchte wohl.“

„Dann kommen Sie morgen vormittag so gegen zehn Uhr mal zu mir. Dann werden wir weiter sehen.“

Er war entlassen. Der Vogt nickte ihm noch einmal zu, und die anderen Herren lächelten gutmütig dazu. Wenn er jetzt der Erziehung seiner Pflegemutter Ehre gemacht hätte, würde er gesagt haben: Ich bedank mich auch schon bei die Herren.

Aber er war und blieb verstockt.

So machte er eine leidlich gute Verbeugung gegen den Vogt und murmelte etwas, was wie „danke“ klang.

Wie er zur Tür hinauskam, wußte er selber nicht. Es kostete ihm Mühe, gelassen zu bleiben. Es war ein Glück in ihm, wie er es nie zuvor empfunden hatte. Er hatte einen Herrn gefunden, den er liebte und verehrte. Dazu kam ihm eine feine, süße Erinnerung an ein kleines Mädchen und einen Knaben, an einen Garten, an Vogelnester und halbreife Äpfel. Er schüttelte die Erinnerung fast oerwaltiam ab. Sie durften ihn nicht weiter begleiten. Die Vögel waren längst davongeflogen, die Äpfel waren abgepflückt, aus den Kindern waren erwachsene Menschen geworden, die ihn längst nicht mehr kannten.

Die Bauern im Kirchspielstrug schüttelten nach seinem Fortgang die Köpfe und redeten noch einiges von hartköpfigen Jungens und dergleichen. Dann ging man zum nächstliegenden Gegenstande über.

Dieser war merkwürdigerweise der Taternberg. Der war und blieb das Aergernis in der Gemeinde. Von hier waren seit Jahren stets die Dorfarmen gekommen. Jetzt war es die Kräutergret, die jahrelang dort oben gehaust hatte und alt und gebrechlich geworden war.

Von der Geest kamen sie herüber, nisteten sich ein, und wenn sie durch die Jahre Heimatsrecht erlangt hatten, fielen sie der Gemeinde zur Last. Man wollte endlich die Käte abreißen lassen und das Land urbar machen. Das würde eine Menge Geld kosten, aber es fand sich schließlich ein Käufer, und das Aergernis hatte ein Ende.

Die Herren stimmten alle dafür — alle bis auf einen.

Jörn Schoof von Feldbergshof sagte zuerst gar nichts. Dann — als alle ihre Zustimmung gegeben

hatten, tat sein kleiner, spitziger Kopf einen scharfen Ruck von links nach rechts und sagte: „Rein.“

Die anderen lachten behaglich. Ja, der Feldbergshöfer, das war ein ganz Schläuer. Durch ihn sparte der Gemeindefiskus: denn er war der einzige unter ihnen, der das Rechnen im Kleinen verstand. Das kam daher, weil er von der Geest stammte.

Die anderen Bauern rechneten auch, aber nur im Großen.

So und soviel Schien. Hier der Einkauf — dort der Verkauf. Macht so und soviel Grasgeld.

Das waren glatte, schöne Rechnungen. Im Knifflichen aber war ihnen der Feldbergshöfer über. Er berechnete, daß der Taternberg an seinen Hof grenzte. Ihm war nichts an dem Lande gelegen. Da mußte zuviel hineingesteckt werden, wenn etwas aus dem Boden heraus sollte. Aber der Arbeitsmann Jan Themann aus Lüttjenhusen war bei ihm gewesen. Er wollte gern etwas Eigenes haben. Der konnte sich damit abtadeln. Warum sollte er auch nicht darauf leben können? Er war ein fleißiger Arbeiter.

Jörn Schoof überlegte, wenn er ihm es für ein Billiges verschaffte, hatte er einen guten Arbeitsmann gerade vor der Tür. Der fehlte ihm schon lange. Sein Hof lag vom Dorfe zu weit entfernt. Es kam niemand gern zu ihm, zumal er für knauserig galt. Wenn nun Jan Themann den Taternberg von der Gemeinde kaufte, konnte er auch nie sagen, Jörn Schoof hätte ihn angeschmiert.

Also der Feldbergshöfer sprach, und die anderen nickten wieder. Weshalb wegen solcher Kleinigkeit erst debattieren?

So erhielt Jan Themann den Taternberg zugesprochen. Als die Versammlung zu Ende war und Deert Jakobs aus der Haustür trat, stand der Hofjunge und hielt die Pferde.

Er nickte ihm gutmütig zu.

„Morgen geht's zum Vogt, Du Deuwelsjunge. Warte man, der wird Dich schon kriegen.“

Der Vogt stellte ihn wirklich an, und schon in vier Wochen sollte er antreten.

Sechstes Kapitel.

Es war an einem frühen Frühlingsmorgen, als Wulff Jessen den Hofdienst bei dem Bauern aufgab und den grünen Wiesen den Rücken drehte, um wohlgenut in die dumpfe Schreibstube einzutreten.

Er lehrte zuerst ins Schusterhäuschen ein, wusch und kammte sich und wuschte seine Stiefel. Dann zog er seinen Sonntagsanzug an und band Kragen und Schlips um. So konnte er wohl als Schreiber gelten.

Die Schusterische, als getreue Pflegemutter gedachte ihn persönlich hinzubringen. Sie hielt dies für ihre Pflicht und hatte schon ihr gutes Umschlagetuch mit den Fransen hervorgehakt und sich im Geiste eine schöne Rede zurechtgelegt, die sie dem Herrn Vogt halten wollte, da erklärte der Junge kurz und bündig, er wäre kein Wickelfind und ließe sich nicht von Frauenleuten hinführen.

Trien Schuster schlug die Hände über dem Kopf zusammen und berief sich darauf, daß sie sozusagen seine leibliche Mutter sei. Der Schuster kniff die Augen zu und sagte:

„Laß den jungen Herrn man allein reisen. Man immer jäh — immer jäh! Reisende Leute soll man nicht aufhalten.“

Dann lachte er, und die Schusterische wuschte sich die Augen mit der Schürze und sagte: „Gott tröst!“

Wulff nahm kurzen Abschied und machte sich eilig davon. Er nahm nur ein Paket mit. Seine Vade wollte er bei Gelegenheit holen.

Fröhlich, als wäre er jahrelang angeleitet gewesen und plötzlich ein freier Mann geworden, schritt er die Straße hinunter. Ihm kam nicht der Gedanke, daß hier neue Ketten ihn fesseln würden, vielleicht fester als die alten. Er war sich nur des Einen bewußt: daß er sich diesen Platz selbst gewählt hatte.

Der erste, der ihm in der Vogtei begegnete, war John Polzei. Der stand stramm, klypte an seine Mütze und sprach ohne eine Miene zu verziehen: „Guten Tag, Herr Kollege.“

Wulff wußte nicht, ob er es als Ernst oder Scherz auffassen, ob er sich darüber ärgern oder amüsieren sollte. John Polzei titulierte ihn von nun ab stets: Herr Kollege.

Der Vogt war im Amtszimmer. In seinen Augen bligte das Erkennen auf.

„Ah, der neue Schreiber. So ist es recht. Immer pünktlich. Nun kommen Sie!“

Er öffnete die Tür zur Wohnstube und schob ihn vor sich her.

„Hier ist Herr Jessen, unser neuer Hausgenosse. Meine Mutter und meine Frau kennen Sie gewiß?“

Wulff verbeugte sich ungeschickt. Anfangs schwamm ihm alles schleierhaft vor den Augen. Allmählich sah er klarer. Am Fenster sich gegenüber saßen zwei Damen. Die eine mit der schwarzen Spitzenbarbe auf dem silberfarbigen Haar hatte er oft in der Kirche gesehen. Er wußte wohl, das war Madame Hellmann. Die andere Dame war jünger.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Beide sind in der gleichen Lage. Beide haben Deutschland sehr lieb, so lieb, daß sie sich von ihm züchtigen lassen, damit sie nicht zu übermütig werden. Zwei gekrönte Häupter: aber aller Glanz der Kronen vermag das rote Blut nicht fortzuwischen, das Hunderttausende vergießen müssen um ihre Willen. Nur das Blut, das wir lassen, nicht für Großes, für das Wohl und Wehe einer edlen Kultur, für die Zukunft unseres gesamten Volkes. Der Zar hat sich eingegraben in einem sicheren Palaste zu Moskau. Er, den spiritistische Reigungen beherrschten, ist wohl kaum der Urheber dieses Krieges. Aber er saß auf dem Thron, ihm war die Macht gegeben, die Großfürsten, die Deutsch-

Gleiche Brüder — gleiche Kappen!



Kaiserhof, Zandau, Berlin

Wer bot die Judaswange zum Kusse? —
Der Russe!
Wer heuchelte Friedensliebe und Sitte? —
Der Britte!
Und wer zog all' die Schande groß? —
Der Franzos!
Doch wer verhaßt die drei und noch vier? —
Wir?

A . . .

land knechten wollen, in dem auch ein Hoteldiener gegen die Fußtritte eines russischen Großen in Schutz genommen wird, in ihre Schranken zu verweisen. Er hat die Macht nicht gebraucht, vielleicht aus Angst, aber auf ihn fällt die volle Verantwortung vor der Weltgeschichte. Der König von England sieht ihm in allem, nicht nur äußerlich ähnlich. Er hat um alle die Intrigen gewußt, die gesponnen wurden, um Deutschland einzukreisen, er hat die Japs gezwungen, unser Kiautschau zu überfallen, er arbeitet mit allen Kräften, um Italien zu beeinflussen und sucht an allen Ecken der Welt Gegner für uns aufzutreiben. Auch über sein Tun wird die Geschichte richten und ihr Urteil wird lauten wie unsere Ueberschrift.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Die Königin der Belgier,
die mit ihren Kindern nach
London floh.

.....

Wie weit hört man den Donner der Geschütze? Die deutschen Kanonen donnern vor Paris. Aber lange, bevor die Pariser ihre Stimme aus nächster Nähe hören, muß ihr ferner Donner ihnen verkündet haben, daß die Deutschen wirklich und wahrhaftig im Anrücken sind. Wie weit dringt nun eigentlich der Donner der Kanonen? Außer von der Stärke des Schalles hängt dies von vielen Umständen ab: von der Beschaffenheit des Geländes, von



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.

Vorwärts! Es gilt!

Sie haben, Deutscher, dich umschlichen
am Nemen, Wasgau, am Kanal,
doch feige sind sie stets gewichen,
nun warben sie sich den Schakal,
neidgelber Lüge Ebenbild — — —

Vorwärts! Es gilt!

Blut färbt die Welt, und Riesenbrände
verwüsten schon den Erdenball . . .
Doch wie sich dein Geschick vollende, —
ob Sieger du, ob nah dein Fall,
rein bleibt dein guter Ehrenschild!

Vorwärts! Es gilt!

A. B.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

General Rennkampf,

der Leiter der russischen Heere
im Kampf gegen Oesterreich.

.....

der Luft usw. Rund 1000
Meter wandert der Schall in
drei Sekunden; nach einer
Minute ist er also 20 Kilo-
meter weit gelangt. Bei Ge-
genwind, aufsteigenden Luft-
strömen oder ungünstigen Bo-
denverhältnissen kann der
Schall zuweilen ausbleiben.
Wenn die 42 cm-Mörser vor
den Forts von Paris ihre
Stimme erheben, wird man
sie wahrscheinlich nicht nur
bis Dieppe hören, sondern
auch an bedeutend entfernte-
ten Punkten der Küste.

Der Deutschenfresser Delcassé,
der jetzige Minister des Auswärtigen.

Phot. Gebr. Gerdel, Berlin

Millerand, der neue französische Kriegsminister.

Frankfurter Privatlazarette.

Frankfurt hat bisher auf jedem Gebiete seit dem Ausbruch des Krieges eine Opferwilligkeit ohne gleichen gezeigt. Wir halten, um in unserer Kriegschronik vollständig zu sein, daher auch einige Lazarette fest, die in Frankfurter Privathäusern untergebracht sind. In der vorliegenden Nummer bringen wir Bilder von dem Besitze der Baronin v. Sacken, die ihr Gartenhaus als Lazarett zur Verfügung gestellt hat. Die Aufnahmen zeigen, wie gut unsere Soldaten untergebracht sind. Sie werden jedenfalls, wenn ihre Verletzungen glücklich geheilt sind, noch lange und gerne ihres Aufenthaltes in diesen freundlichen Räumen bei einer freundlichen Wirtin gedenken.



Im Garten.

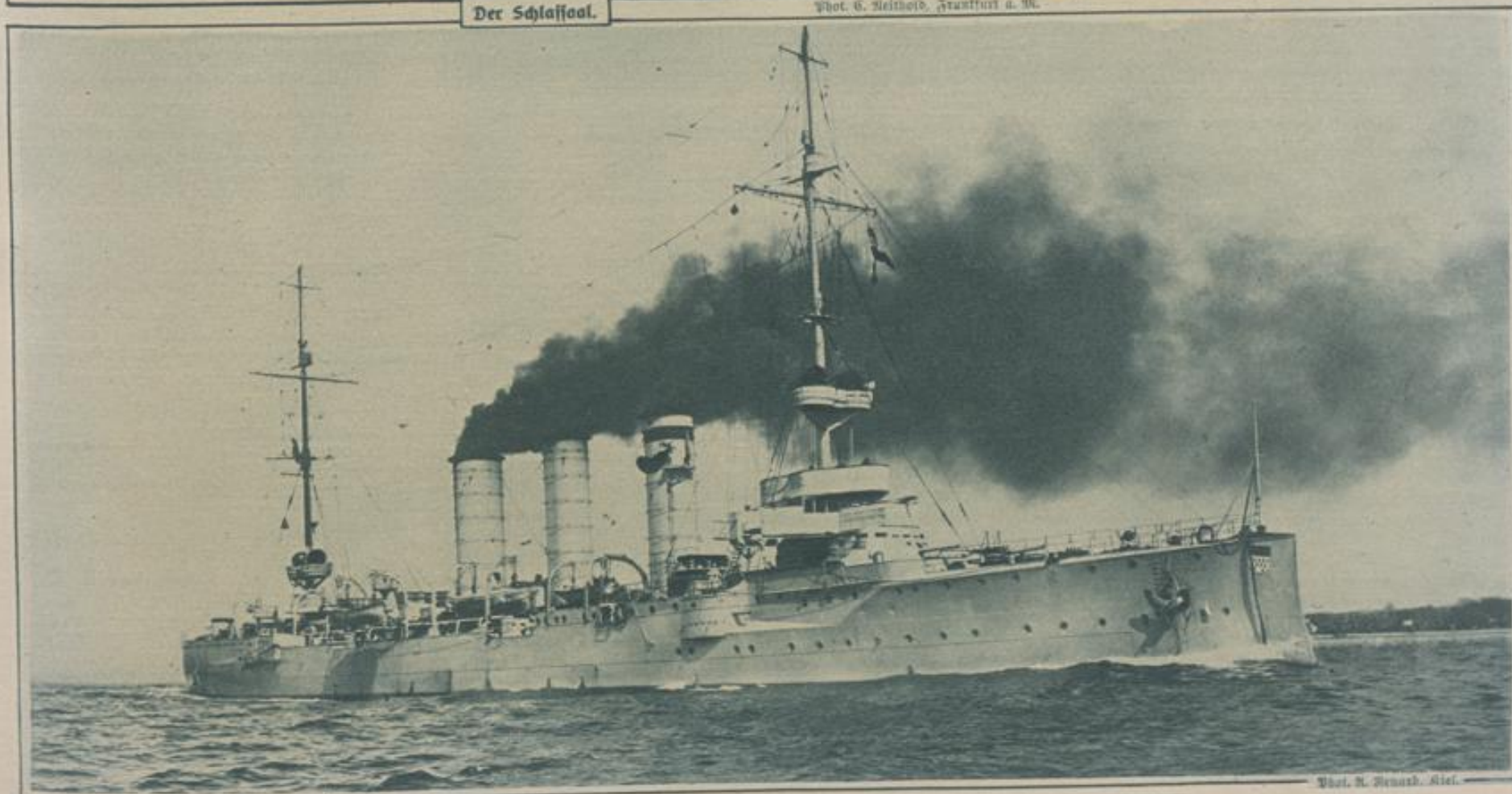


Der Schlafsaal.

Phot. G. Heithold, Frankfurt a. M.

S. M. S. „Köln“.

Am 28. August wurden nach dem ersten Seegefecht in der Nordsee die kleinen Kreuzer „Köln“ und „Mainz“ vermisst. Sie sind nach einer Meldung des Reuterschen Bureaus im Kampf mit überlegenen Gegnern gesunken. Das Wetter war äußerst ungünstig. Dichter Nebel verhinderte die Orientierung, sodass die Stärke des Gegners nicht rechtzeitig genug erkannt werden konnte. Der zuerst gesunkene Kreuzer „Ariadne“ war ein altes, kleines Aufklärungsschiff; auch die beiden anderen Kreuzer gehörten nicht zur größten Gattung der kleinen Kreuzer. Von der Mannschaft der tapferen Schiffe ist ein großer Teil gerettet worden.



Phot. H. Renard, Kiel.

Der kleine Kreuzer „Köln“, der im Kampf mit einem übermächtigen Gegner ehrenvoll unterlag.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(2 Fortsetzung.)

IV.

Reuchend erreichte Mary die Stufen, die zur Bibliothek führten.

Die alte Kammerfrau hatte ihr schon von weitem gewinkt.

„Was gibt's?“ fragte die Baronin atemlos.

„Der Herr Baron ist in Ihrem Zimmer.“

„Der Vater?“

„Ja. Er ist plötzlich heruntergekommen. Dann hat er nach mir geklingelt, da er Sie nicht fand. Ich sagte ihm, Sie wären in der Bibliothek. Er muß jeden Augenblick hier sein.“

Mary setzte sich rasch zu dem aufgeschlagenen Buch an den Tisch und nahm eine Haltung ein, als ob sie in bequemer Stellung gelesen hätte.

Da öffnete sich auch schon die Tür der Bibliothek und Baron Rodenstein trat ein.

„Du, Mary!“

„Ah, Papa, suchst Du mich?“

„Ja, Dich such' ich. Hörst, was ist denn das für eine Gewohnheit, bei Nacht zu lesen! Du hast ja den ganzen Tag dazu! Die arme Lori wird ja auch schon schlafen gehen wollen!“

„Ich wollte mich niederlegen — aber — die Hitze — da dachte ich mir, hier ist es doch kühler, wo die breiten Türen zum Park hin offen stehen. Aber Papa, was willst Du denn von mir?“

„Ich will den Schmutz hinaustragen.“

Mary hob betroffen den Kopf und fragte:

„Den Schmutz?“

„Ja. Da unten im Parterre, wo alle Fenster offen sind — Du weißt ja, was der Johann erzählt hat. ... Oben im Zimmer hat er noch eine Menge Details dazu berichtet. Es ist doch besser, wenn ich das Halsband bei mir in der Kasse verwahre.“

„Aber Papa, in dem geheimen Fach ist es doch gerade so sicher!“

„Ach was, geheimes Fach! Heutzutage! Wenn man eiserne Schränke aufbricht, wird man doch eine Holztafel durchschlagen können!“

„Da magst Du schon recht haben. Aber es weiß doch niemand, daß dort ein geheimes Fach ist!“

„Weiß niemand! Sehr gut! Dem Franz hast Du's gezeigt, und dem Walden, und die Lori weiß davon!“

„Du wirst doch nicht —“

„Natürlich glaub' ich das nicht!“ unterbrach sie der Vater heftig. „Aber die Lori ist ein altes Weib, die kann's leicht ausplaudern und die Dienerschaft kann davon erfahren! Auch die Willi ist dabei gestanden. Da hast Du schon vier Personen, die Dein geheimes Fach kennen! Bei mir im Zimmer gibt's kein geheimes Fach, aber Panzerplatten, eine scharfe Dogge und einen geladenen Revolver! Ich glaub', das ist sicherer!“

„Ja, wenn Du meinst“ — bemerkte Mary zögernd.

„Ich hab' den Schmutz schon hinaufnehmen wollen, aber — ich hab' den Schlüssel zur Kommode nicht gefunden. Hast Du ihn bei Dir oder ist er eingesperrt?“

„Ich — habe — ihn — hier — in der Tasche,“ antwortete Mary langsam.

Sie rang sich still mit einem Entschluß.

„Dann gib ihn her! Es ist schon Zeit, daß wir einmal ins Bett kommen!“

Die alte Stehuhr der Bibliothek schlug gerade in tiefen Tönen Mitternacht.

„Wenn — Du — durchaus — willst, Papa —“

Sie griff langsam in die Tasche, sah den Vater ganz eigentümlich an und reichte ihm, ohne aufzusehen, einen kleinen Bund Schlüssel.

„Welcher ist's?“

Ohne ein Wort zu sagen, deutete Mary auf einen kleinen Schlüssel, dessen Bart wunderliche Zeichen zeigte.

Der Baron wandte sich zum Gehen. Er hatte die Tür noch nicht erreicht, als ihn seine Tochter wieder anrief:

„Vater, sag, hältst Du es durchaus für notwendig, den Schmutz hinaufzunehmen?“

„Hörst, bist Du aber merkwürdig! Statt Dich zu freuen, daß ich ihn in die eiserne Kasse lege, schneidest

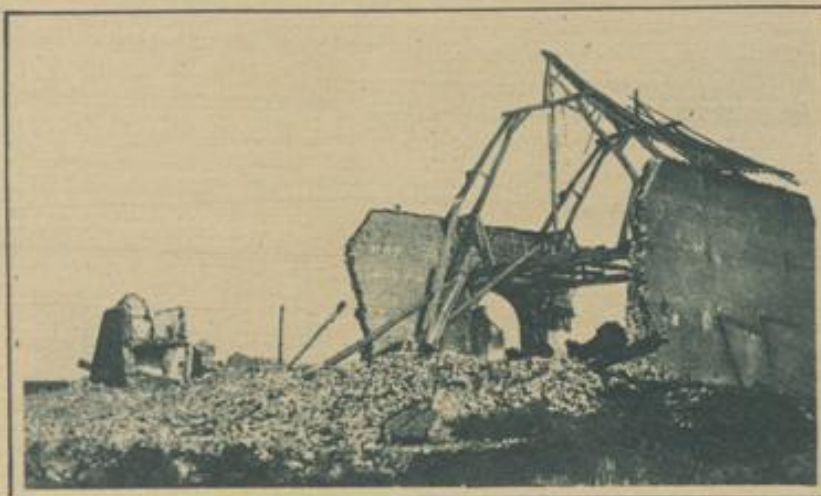
Du ein Gesicht, als ob man Dir persönlich etwas antäte!“

Mary zwang sich zu einem Lächeln.

„Nein, nein, Vater, so ist's nicht gemeint,“ antwortete sie mit gepreßter Stimme. „Ich meine nur — die Perlen — sind in dem geheimen Fach — ebenso sicher wie oben in der eisernen Kasse.“

„Na, wenn Du durchaus nicht willst — ich werd' mich nicht herumstreiten wegen einer solchen Sache!“

Rodenstein machte einen Schritt gegen den Tisch und wollte die Schlüssel hinwerfen.



Phot. Völsperger. Verste-Viere.

Wirkung einer Granate.



Phot. Berlag „Die Vögelin“.

Französischer Grenzstamm oberhalb Schirmeds.

„Aber nein!“ rief er dann. „Justament nicht! Warum sollen die Weiber immer recht behalten! Auch Deine Mutter war so! Wenn ich schwarz sagte, sagte sie weiß und wollte mit ihrem harten Kopf durchaus durch die Wand!“

Mit einem leisen Seufzer lehnte sich Mary in den Stuhl zurück.

Sie war leicht erbläst.

„Lori!“ rief der alte Herr. „Leuchten Sie!“

Lori kam mit Licht herbei.

„Was das nur für eine Wirtschaft ist! Die Baronin sitzt in der Bibliothek und der ganze Weg bis zu ihrem Schlafzimmer ist dunkel!“

Lori antwortete ihm nicht. Erstens wußte sie, daß Widerspruch den alten Herrn nur reizte, zweitens fand sie keine Antwort. Sie konnte doch nicht sagen, die Lampen seien auf Befehl der Baronin verlöscht worden, da diese ein Stellbischein im Park hatte und auf dem Wege dahin nicht gesehen werden wollte.

Obst und regungslos sah die junge Frau in der Bibliothek.

Sie hatte die Hände gegen das Herz gedrückt und blickte mit großen Augen gegen die Tür, durch die ihr Vater verschwunden war.

Einige Minuten vergingen.

Plötzlich hörte man einen lauten Ausruf des alten Herrn.

Im nächsten Augenblick stürzte Lori herbei.

„Frau Baronin, ich bitte Sie, kommen Sie hinüber!“ rief sie fast atemlos. „Es ist was Schreckliches geschehen —“

Mary zwang sich zur Ruhe, als sie Lori in solcher Bestürzung vor sich stehen sah.

„Was ist denn los, Lori?“

„Der Schmutz ist weg!“

Marys Hände fielen auf den Tisch. Im ersten Augenblick fand sie kein Wort, dann schrie sie auf:

„Die schwarzen Perlen?“

Die Dienerin nickte bloß.

„Die schwarzen Perlen — sind — weg — aus dem geheimen Fach?“

„Ja, Frau Baronin.“

„Das ist ja nicht möglich!“ schrie die junge Frau, und lief in das Boudoir.

Dort stand ihr Vater bei der Kommode.

Das geheime Fach war geöffnet. Es war leer.

„Da hast Du's jetzt!“ wetterte der Baron.

Mary griff an ihre Stirn, deren Schläfen wild hämmerten.

„Du mußt nicht gut geschaut haben, Papa — es ist nicht denkbar!“ stammelte sie.

„Ich selbst — Du warst doch dabei — habe vor dem Nachtmahl den Schmutz hineingelegt!“

„Na, bitte! Vielleicht sind meine alten Augen schwach! Vielleicht siehst Du mit Deinen jungen Weiberaugen besser!“

Mary durchwühlte den Kasten. Dann dachte sie einen Augenblick nach.

„Aber es ist ja nicht möglich —“ murmelte sie vor sich hin.

Ohne ein Wort zu sagen, stürzte sie ins Nebenzimmer.

Der Baron hörte sie in einer Lade herumkramen.

Dann erschien sie wieder. Noch bleicher als vorher.

„Also doch —?“

Sie sank in einen Fauteuil und schlug die Hände vors Gesicht.

„Natürlich,“ grockte der alte Herr, „jetzt verlierst Du wieder den Kopf! Daß ich und meinen! Das könnt ihr Weiber! Da soll doch der Teufel dreinfahren! Lori, der Johann soll sofort herkommen!“

Johann erschien mit bestürztem Gesicht, denn auf dem Wege hatte ihm Lori bereits mitgeteilt, um was es sich handelte.

Der Baron hatte inzwischen mit seiner Tochter kein Wort weiter gewechselt, sondern schritt in dem kleinen Raume erregt auf und ab.

Als Johann eintrat, herrschte er ihn an:

„Johann, der Schmutz, den Du heute Mittag aus der Stadt gebracht hast und den meine Tochter in den alten Kasten da hineingesperrt hat, statt ihn mir zu geben,

damit ich ihn in den eisernen Schrank lege, ist weg! Er muß also gestohlen worden sein! Wir haben also Diebe im Haus! Diebe auf Schloß Rodenstein! Schließ sofort sämtliche Türen! Zieh alle Schlüssel ab und bring' sie mir! Kein Mensch darf aus dem Haus! Dann telefonier' sofort nach Baden an den Bezirkshauptmann! Nicht' ihm einen Gruß von mir aus, erzähl' ihm die ganze Geschichte und sag' ihm, daß ich ihn bitten laß, sofort einen Detektiv herauszuschicken! Verstehst Du? Nach' sofort, was ich befohlen hab'!“

Johann hatte bei dem energischen Ton des Barons eine militärische Haltung angenommen. Er war ein alter Soldat und hatte vor Jahrzehnten in der Eskadron seines jetzigen Herrn gedient. Und als ob der alte Soldatengeist in ihn hineingefahren wäre, wiederholte er militärisch:

Türen schließen! Schlüssel abziehen! Baden telegraphieren! Zu Befehl, Herr Rittmeister!

Der alte Herr nickte bloß. Johann verließ rasch das Zimmer.

„Das ist wenigstens ein Mann!“ sagte der Baron zu seiner Tochter. „Der verliert nicht den Kopf und tut das, was man ihm sagt!“

„Aber Papa! An so etwas war doch nicht zu denken!“

„Ach was, nicht zu denken!“ grockte der Vater. „Ich habe Dich doch gewarnt. Aber ihr Frauen seid ja immer die Geheiteren! Ich bitt' Dich — sag' nichts! Du

hast keine — aber auch schon gar keine Entschuldigung für Dich."

"Aber, Papa, ich konnte doch nicht —" wollte Mary einwenden, aber der alte Herr unterbrach sie:

"Und was das noch alles für Unannehmlichkeiten nach sich ziehen wird! Das Halsband ist Familienschmuck, gehört also zum Majorat. Der Teufel soll die ganze Gleichgültigkeit holen!"

Mary war bei den Worten des Vaters jäh erbläut. Nun brach sie in Tränen aus.

Das machte den alten Baron nur noch ärgerlicher.

"Ja, das könnte ein jeder! Erst eigenmächtig sein und dann, wenn das Halsband gestohlen ist, losheulen! postierte der alte Baron und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Da hörte man das Telefon klingeln. Bald darauf erschien Johann wieder und legte dem Befehl gemäß drei schwere Schlüssel auf den Tisch.

Mary sah noch immer, das Gesicht in den Händen vergraben, in der Ecke. Lori stand neben ihr. Sie traute sich fast nicht zu atmen. Sie wußte, wenn der alte Herr einmal zornig war, dann war es wohl das Vernünftige, sich möglichst still zu halten.

"Was hat denn der Bezirkshauptmann geantwortet?" fragte Rodenstein.

"In dreiviertel Stunden wird ein Herr von der Polizei da sein."

"Nun, so warten wir halt. Setz' Dich hinaus zum Tor und führ' den Herrn, wenn er kommt, gleich hierher! Da hast Du den Schlüssel."

Saum hatte Johann das Zimmer wieder verlassen, als an das Fenster, das in den Park mündete, geklopft wurde.

"Um Vergebung, daß ich stör!" rief eine Stimme, bei deren Klang Mary aufsprang. "Aber das Tor ist gesperrt, ich kann nicht hinein!"

Der alte Herr war zum Fenster getreten und hatte es geöffnet. Draußen stand Oberleutnant Baron Walden.

"Ja, was machst denn Du noch im Garten?"

"Ich bitte nochmals um Entschuldigung! Ich hab' eine kleine Promenade durch den Park gemacht und wie ich zurückkomme, find' ich das Tor schon zu. Zufällig hab' ich hier Licht gesehen und weil ich Dich erkannt hab', hab' ich halt angelockt."

"Seid Ihr denn alle verrückt geworden?" postierte der alte Baron. "Franz hat Kopfschmerzen wie ein bleichsüchtiger Paffisch, die Mary braucht Lust und macht Mondscheinpromenaden und jetzt hast auch Du gemacht-wandelt. So was ist mir mein Lebtage noch nicht vorgekommen! Lori, mach' dem Herrn Baron auf! Ich bitte Dich, komm' ins Zimmer! Es ist immer gut, wenn ein Mann mehr da ist!"

"Guten Abend, Baronin," begrüßte Walden Mary.

"Guten Abend, Baron Walden," sagte die junge Frau und reichte ihm die Hand.

Der alte Herr drückte dem Oberleutnant herzlich die Rechte.

"Du wunderst Dich vielleicht, daß ich noch herunter bin? Weißt, was's gehen ist?"

Die Blide des Oberleutnants wanderten von dem erregten Hausherrn zu dem blassen, starren Antlitz Marys. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß die junge Frau vielleicht mit ihm gesehen worden sei und deshalb mit ihrem Vater einen Austritt gehabt habe.

Er heftete seinen fragenden Blick auf Mary, die starr vor sich hinblickte.

Unschwer antwortete er daher:

"Ich — hab' natürlich keine Ahnung — obwohl es mich gar nicht wundert — daß Du noch eine Stunde mit der Baronin verplauderst!"

"Ach — Unfug! Woher! Ist auf dem Land nicht meine Gewohnheit. Die Nacht ist zum Schlafen da — im Sommer!" erklärte der alte Herr.

"Also, dann doch ein — ungewöhnlicher Anlaß?" fragte Leo, gleichsam die Fühler ausstreckend.

"Das will ich meinen! Du weißt ja, daß der Johann heute die schwarzen Perlen aus der Stadt gebracht hat, weil sich meine Tochter kaprizierte, sie auf dem Rennball zu tragen!"

"Ich war ja dabei, wie sie die Baronin in Empfang genommen hat," antwortete Walden.

"Und warst auch dabei, wie sie meine Tochter in jenen — alten Kuppelkasten dort gesperrt hat!" ergänzte der Hausherr.

"Natürlich. Franz und ich standen daneben. Franz ließ sich noch den Verschluß des Geheimnisses erklären! Er probierte, wie der Boden sich verschiebt."

Die Baronin schmelte auf.

Sie war bei den Worten Leos unwillkürlich einen Schritt näher getreten und murmelte:

"Ja — Franz war auch dabei!"

Der alte Herr überhörte die Bemerkung seiner Tochter und fuhr fort:

"Na also! Und dieser Schmutz ist weg!"

"Um Gotteswillen, wie konnte das geschehen?" fragte Baron Walden befürzt.

"Weiß ich's?" entgegnete der alte Freiherr ärgerlich. "Gestohlen selbstverständlich! Ausgeliehen wird ihn wohl niemand haben."

"Hast Du schon etwas verfügt?" fragte Walden.

"Hast Du den Park durchsuchen lassen?"

"Warum den Park? Wie kommst Du auf den Gedanken? In den Park wird sich der Dieb schwerlich hinstellen, damit wir ihn sofort sehen können!" antwortete der Baron.

"Ich meinte nur," bemerkte der Oberleutnant. "Uebrigens — Park! Weißt Du, wen ich früher unten getroffen hab'?"

"Run?"

"Franz!"

"Der steigt noch immer unten herum?"

Mary war bei der Nennung des Namens ihres Vaters leicht zusammengefahren. Hatte er vielleicht Leo



Reitertod!

Den Heldenod fürs Vaterland fand in den letzten Gefechten der bekannte Rennreiter Leutnant Graf Saurma.

und sie bemerkt? Hatte er das Gespräch belauscht? War er der Mitwisser ihres Geheimnisses geworden?

Der Gedanke war um so schrecklicher, als Franz seit längerer Zeit um sie warb.

Umsonst hatte sie versucht, ihn durch ihr Benehmen zu entmutigen, umsonst ihn zuerst mit schweigerlicher Freundlichkeit, dann mit kühler Gleichgültigkeit behandelt. Er schien nichts davon zu bemerken, er setzte seine Bemühungen fort.

Hatte Franz sie im Park mit Leo gesehen? Wenn dem so war, so war zu befürchten, daß der alte Herr morgen alles erfahren würde.

"Wo haben Sie meinen Cousin getroffen?" fragte Mary mit einem bedeutungsvollen Blick den Oberleutnant. Der Klang ihrer Stimme verriet die Angst, die ihr Herz erfüllte.

Baron Walden beruhigte sie mit einem leisen Kopfschütteln. Dann erzählte er:

"Ich sah eine Zeitsung unten bei der Linde. Uebrigens ein reizender Fleck, Ihr Lieblingsplätzchen, Baronin, nicht wahr? Ein Platz, an dem sich angenehm träumen läßt. Dann ging ich tief in den Park hinunter und jenseits des Teiches sah ich Franz rasch durch die Allee heraufkommen."

Mary atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, er hatte sie also nicht gesehen. Das Zusammentreffen mit Walder hatte nach ihrer Zusammenkunft bei der Linde stattgefunden und an einer ganz anderen Stelle.

"Haben Sie mit ihm gesprochen?"

"Rein. Er äußerte ja beim Nachtmahl, daß er sich unwohl fühle. Dann schien er mir auch sehr in Gedanken vertieft. Ich wollte ihn nicht stören. Ich selbst war auch nicht in der Stimmung, ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen."

"Vorher haben Sie meinen Cousin nicht?" fragte die Baronin wieder.

"Hörst, Mary, ich begreife Dich nicht," unterbrach Konrad von Rodenstein das Gespräch seiner Tochter mit dem Oberleutnant. "Was interessiert Dich denn, ob der Franz im Park war oder wo er hingegangen ist? Ich denke, zu diesen Dummheiten ist morgen auch noch Zeit!"

"Aber, Papa!"

"Ich denke," grölte der alte Herr wieder und blieb vor seiner Tochter stehen, daß es vernünftiger wäre, wenn Du Dich ein bißchen für diesen verschwundenen Schmutz interessieren würdest! Du bist ja gerade so, als ob Dir ein altes Taschentuch weggenommen wäre! Ein wertvolles, Jahrhunderte altes Familienschatz, das gerade Dir so ans Herz gewachsen war, wird gestohlen, bitte, gestohlen!" betonte er scharf, als ihn die Baronin unterbrechen wollte. Und Du fragst den Herrn Oberleutnant aus, wohin Franz seine Verdauungspromenade gemacht hat!"

"Mein Gott, nimm nicht alles so ernst. Man fragt halt so. Schau, Papa, wir können doch nichts tun, solange der Polizeibeamte nicht da ist."

"Ach was!" murmelte der alte Herr. "Mit Euch Frauenzimmern ist nicht viel zu reden! Für ernste Sachen habt Ihr nie einen Sinn, immer nur für Dummheiten!"

Der Hausherr hätte wohl noch eine Weile fortgebrummt wäre in diesem Augenblick nicht das Rollen eines Wagens in der Schloßhofstraße laut geworden.

Er sprang auf, ging zum zweiten Fenster und sah, wie ein fremder Herr, von Johann begleitet, ins Haus trat.

Gleichzeitig bemerkte er, daß zwei Männer, die in demselben Wagen gekommen waren, sich vor dem Hause postierten.

"Na, Gott sei Dank," murmelte der alte Rodenstein, "jetzt wird die Sache hoffentlich in Gang kommen."

Auch Mary war aufgestanden.

Mit blassen Wangen blickte sie zur Tür, durch die der Polizeibeamte eintreten mußte.

V.

"Doktor Stephan Birmser!" stellte sich der Polizeikommissar vor, der auf Wunsch des Bezirkshauptmanns von Baden nach Schloß Rodenstein gekommen war.

Sehr erfreut! begrüßte ihn der Hausherr mit gemessener Höflichkeit und vermittelte die Bekanntschaft des Beamten mit den anderen Personen, die sich im Zimmer befanden.

"Der Herr Bezirkshauptmann jagte mir," wandte sich der Kommissar an den Hausherrn, "daß ein Einbruch oder ein Diebstahl bei Ihnen verübt worden sei."

"So ist es, Herr Doktor," war dessen Antwort.

"Also, bitte, um was handelt es sich?"

"Wollen Sie nicht Platz nehmen? Vielleicht eine Tasse Tee?" forderte Mary den Kommissar auf und gab Johann, der an der Tür stand, einen Wink.

"Sehr liebenswürdig, Baronin!" verneigte sich der junge Beamte vor der Hausherrin.

Doktor Birmser wandte sich dann an den alten Freiherrn, der wieder ungeduldig im Zimmer auf und ab schritt:

"Also, bitte, Herr Baron, wie war die Sache? Oder haben Sie vielleicht die Freundlichkeit?" wandte er sich an Walden.

"Vielleicht erzählst Du dem Herrn Doktor alles, denn ich kenn' die Details nicht," bemerkte der Oberleutnant zum Hausherrn.

(Fortsetzung folgt.)

Feldpost - Briefe
Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.
Gehr. de Giorgi
Frankfurt a. M.
Liebfrauenstraße 3.

Nach
meinem Tod!
Anweisung für die Angehörigen mit Vordruck je nach Bestimmung auszufüllen. Die Ausfüllung eines solchen Büchleins gehört zu den Pflichten eines jeden Erwachsenen.
Preis 1 Mark
Wilhelm Büttel
Frankfurt a. M., Goethestr. 25.

TEE-Ronnefeldt
jetzt Goethestrasse 3



Die Kronprinzessin.

Die Einbringung der Siegestrophäen in Berlin.



Die Prinzen.

Phot. W. Grosse, Berlin.



Die Zuschauer.



Phot. H. Berlin.

Eine improvisierte Zuschauertribüne.



Phot. Proemer, Berlin.

Die gestürzte Elektrische.



Phot. Berliner Bilder-Gesellschaft.

Des deutschen Heeres jüngste Soldaten.

Nun stehen die französischen Geschütze in Berlin, aber nicht sie haben Viktoria geschossen, sondern unsere Batterien. Unter dem ungeheuren Jubel vieler Hunderttausende hat die Siegesbeute das Brandenburger Tor passiert. Als die Franzosen Rückzug hatten, taten sie so, als wäre es bis Berlin nur noch eine halbe Stunde, als wären sie mit einem Nachmittagsspaziergang vor dem Berliner Schloss — und nun? Großartige Siegestrophäen der auf's Haupt geschlagenen Feinde werden in die Reichshauptstadt eingebracht, und in weiter Ferne klopfen unsere Soldaten mit rundem Eisen an die Tore von Paris. Alle diese Empfindungen werden die Berliner durchzuckt haben, als der stolze Zug nahte. Sie haben diesen Tag zu einem Fest gestempelt, bei dem echte



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.

Wer alles die Geschütze sehen will.

Freude und Dankbarkeit zu volkstümlichem Ausdruck kamen. Das zeigen alle unsere Bilder. Sie zeigen aber auch, welche imposanten Menschenmassen sich in der Reichshauptstadt in Bewegung setzen, wenn es etwas zu sehen gibt. Beängstigend ist das Gedränge an der Oberwallstraße und infolge die Störung der elektrischen Straßenbahnwagen in der Charlottenburger Allee, sehr lieb die Parade der „Neuen Berliner“ in Gardeuniformen. Der Berliner, dessen Halskette nicht berührt und gefürchtet ist, hat wieder einmal bewiesen, daß ihm wirklich Großes ebenso imponiert wie anderen Völkern. Dem Osteroder Landsturm, der die russische Fahne eroberte und eingebracht, ist jedenfalls ein solches Hurra noch nicht um die Ohren gebläut wie am 2. September Unter den Linden.

Der Siegeszug.



Phot. W. Stramer, Berlin SW.
Oberstleutnant Freiherr v. Bullar an der Spitze des Zuges beim Passieren der Siegesallee.



Phot. J. Gerlach, Berlin.
Der Osteroder Landsturm mit der erbeuteten russischen Fahne.



Phot. Gebr. Datzel, Berlin.
Ein russisches Maschinengewehr mit russischem Vorspann.



Phot. Hohlwein u. Siede, Berlin.
Die vor dem königlichen Schloß aufgestellten eroberten Geschütze.



Kriegsbilder.



Phot. H. Ernste, Berlin SW.
Deutsche Mittagsstafel in Lüttich. Ein heruntergeschossenes französisches Flugzeug. Neue Ansicht von den zertrümmerten Lütticher Panzerforts.

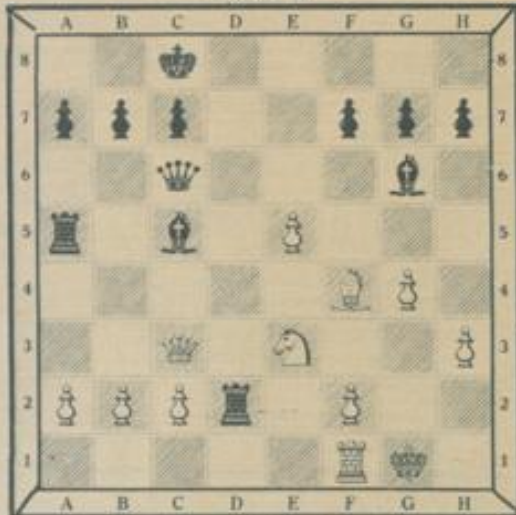
Schach.

Verf. von A. Wiesel.

Die nachstehende kurze, aber sehr spannende Remispartie wurde im Reichsturnier zu Mannheim am 24. Juli gespielt.

Italienische Eröffnung.

Wiesel. 1. e2-e4 2. Sg1-f3 3. Lf1-c4 4. d2-d3 5. e4-d5 6. 0-0 7. h2-h3 8. g2-g1 9. Sf3-e5 10. Dd1-e2 11. d3-d4
Schwarz. 1. e7-e5 2. Sg8-c6 3. Sg8-f6 4. d7-d5 5. Sf6-d5 6. Lg8-g4 7. Lg4-h5 8. Lh5-g6 9. Se6-e5 10. Dd8-f6 11. d3-d4
1. 2. Angriß wie h7-h5, oder Te8 nach f7-f6.
13. Le1-d5 Td8-d5
14. Sb1-c3 Td5-a5!
Dies scheint auf den ersten Blick etwas ungenau, hat aber den Zweck, Lf8-h4 zu ermöglichen. Nach Td5-d7 würde Weiß a2-a5 spielen, und nun hat der schwarze Königsbauer kein gutes Ausgangesfeld mehr.
15. Le1-f4 Lf8-h4
16. Se3-d1! Th8-d8!
Dies ist besser als 16. ... De2, denn nach 17. De2, Le2: 18. Se3, Le4 bekommt Weiß wegen der offenen c-Linie das überlegene Spiel.
17. Sd1-e3 Td8-d2
18. De2-c4 Lb4-c5
Auf 18. ... Df3, mit der Trobung Le4, antwortet Weiß 19. Sf5!
19. De4-c3
Stellung der Partie nach dem 19. Zuge von Schwarz.
Schwarz.



Weiß. 19. De6-f3! 20. De3-d2 21. Kg1-h2 22. Kh2-g1 23. Kg1-h2
Schwarz. 19. De4-c3 20. De3-d2 21. Kg1-h2 22. Kh2-g1 23. Kg1-h2
Dies führt zu interessanteren. Der Versuch mit 24. ... Ta6 auf Gewinn zu spielen, scheitert an 25. Td1! Auch die Fortsetzung 24. ... h5 25. De2 Lf3 26. Dd3, g6 27. Td1 führt zu keinem günstigen Resultate für Schwarz.

Haus und Küche.

Geschmorter Schellfisch. Für sechs Personen: 3 Pfund Schellfisch, 100 Gramm Butter, 30 Gramm Mehl, 1 Liter Zahne, Fleischbrühe, 1 Teelöffel gehackte Zwiebel, 1 Teelöffel grüne Petersilie, 10 Gramm Salz, 1 Messerspitze Pfeffer. Die Fische werden geschuppt, gereinigt, in Stücke geschnitten, mit Salz und Pfeffer bestreut und eine halbe Stunde zugedeckt stehen lassen; dann mit Mehl bestäubt und in brauner Butter mit Fleischbrühe und Zahne begeben und gedünstet. Statt Zahne ist auch Weißwein sehr schmackhaft.

Sechseck in Papier. Für jede Person wird ein Fisch, geschuppt, gereinigt, innen und außen nach Geschmack gepfeffert und in ein zuvor mit Butter bestrichenes Pergamentpapier gewickelt. Auf einem Rundenblech werden dann diese in die Pfanne gestellt und ungefähr eine halbe Stunde vorsichtig gebraten. Der Fisch wird in der Umhüllung zu Tisch gebracht und Sardellen oder Kapernsauce dazu gegeben.

Kartoffeln mit Sardellen oder Heringen. Man schneide halbgelottene Kartoffeln in fingerdicke Scheiben, streue Salz darüber und begieße sie mit zerlassener Butter. Nun bestreicht man eine Auflaufform mit Butter, belege dann den Boden mit Kartoffelscheiben, lege sodann gut gereinigte Sardellen oder einen Hering recht fein, dämpfe in Butter eine feingehackte Zwiebel und Petersilie, rühre die Sardellen oder den Hering mit etwas saurem Rahm darunter. Nun bestreicht man die Lage Kartoffeln mit dieser Mischung und füllt die Form abwechselnd. Für die oberste Lage nimmt man Kartoffeln und läßt den Inhalt schön gelb backen.

Praktische Winke.

Wink. Wenn man im Winter stets frische Petersilie zur Hand haben will, so pflanze man im Herbst einige Wurzeln in mehrere tiefe Töpfe oder einen Blumenkasten und stelle sie an das Küchenfenster. Im Laufe der Wintermonate entwickeln sich die Wurzeln und treiben bei mäßiger Wärme frische saftige Blätter. Ein zu warmer Standort ist zu vermeiden, da sonst die Pflanzen nur dünne Blätter ohne Aroma treiben würden.

Um beim Fegen von Zimmern und Küche mit gestrichenen Böden das lästige und gesundheitsschädliche Aufwirbeln des Staubes tunlichst zu verhüten, befeuchte man Zeitungs- oder anderes Papier mit heißem Wasser, drücke es aus, bis es nicht mehr tropft, und reibe es sodann in handgroße Stücke, die man auf dem Boden verstreut. Regt man nun, so wird ein großer Teil des Staubes von dem feuchten Papier aufgesogen.

Zur Verstopfung von Rissen in Decken und als Ersatz herausgeprägten Osenkittes kann man, wo ein Lötlot nicht sogleich zu erlangen ist, oder um die Kosten für einen solchen zu ersparen, den in Wasserform erhältlichen unbrennlichen Asbest verwenden, der mittels eines Schraubenziehers oder eines anderen derartigen Gegenstandes fest in die Fugen gedrückt wird.

Kölschsprung.

braut	nacht	du	•	wenn	überall	gründe
die	•	die	nach	und	•	find
trage	ist	lechte	wilft	er	triefen	durch
grüht	erden	wenn	•	schleicht	der	dah
stunde	ist	du	•	steigen	neub	die,
leid	den	kleines	•	liegen	stahl	zeit
dein	müht	was	erhen	verja	über	unter

Rebus.



Auflösungen.

Bilderrätsel.

Die Botschaft ist sinngemäß einzufügen, man liest dann:
Ich achte nicht des Mondes Schein,
Will mir die Sonne gnädig sein.

Buchstabendoppelrätsel. Kombinationsaufgabe.

King	—	Oering	Wallenstein
Garn	—	Ungarn	Almenau
Made	—	Remad	Landshut
Mah	—	Samah	Düsseldorf
Bier	—	Hevier	Gerbord
Selt	—	Iselt	Niederlande
Rund	—	Edmund	Bildbauer
Gier	—	Ziear	Nordenheim
Mond	—	Edmond	Wombata
Bers	—	Neoris	Stundilla
Sundriefer.			Salberstadt
			Wildenbruch.

Bismarck, der Feinschmeder im Felde.

Am 14. August 1870 schreibt Bismarck an seine Frau von Herny aus: „Mein Liebling, einige Stunden östlich von Metz in der Richtung nach Falkenberg zu, findest Du vielleicht auf der Karte das Dorf, wo wir heute sind, aber nicht die vielen Fliegen, die mich zwingen, kopfschüttelnd zu schreiben. Ich liege in einem von den Einwohnern verlassenen Bauernhause; die Nachbarin ist geblieben, und hat mich gestern mit einem Hühner regaliert, welches zwei Stunden vor Tisch noch lebend meine Bekanntschaft machte; seiner Leiche vermochten meine guten Zähne nichts anzuhängen. Dagegen erfuhr ich, daß ein eiweiß von einem zahmen Kaninchen für hungrige Leute sehr ehbar ist, selbst dann, wenn die Bestandteile uns noch eine Stunde zuvor durch ihre muntern Sprünge ergötzt haben ...“ In einem Briefe vom 3. September, der aus Vendresse datiert ist, heißt es humorvoll: „... Ich bin gestern früh um 6 Uhr zu Pferde gestiegen, um Mitternacht herunter, 10 bis 11 Meilen geritten, zweimal naß und trocken geworden und hatte seit dem dritten Tage nichts Warmes genossen, als ich zu besagter Mitternacht über einen Schmorbraten geriet, wie ein Wolf davon aß, dann sechs Stunden sehr fest schlief. Danach befinde ich mich heute wie eine Märsche in der Sipper, und was wunderbarer ist, Köschen auch, die in 18 Stunden kein Futter und kein Wasser bekam, und jene 11 Meilen in schlechten Wegen, Dunkelheit und Regen unter mir machte; sie fraß sofort mit gutem Appetit.“



Nach englischen Zeitungsnachrichten hat General French im Verein mit einem französischen General „die gesamte deutsche Kavallerie vernichtet.“ Wir nehmen an, daß die Vernichtung so ausgefallen hat, wie sie das Bild zeigt.

Gibt den Frauen bezahlte Arbeit!

Ungezählte Opfer fordert der Krieg auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen, ungezählte heischt er auch im Innern des Landes. Aber es handelt sich hier nicht um Leib und Leben, die ihm geopfert werden, sondern um wirtschaftliche Existenzen. Große Betriebe stehen still oder können doch nur teilweise weitergeführt werden, und mit der Schließung von Fabriken und Geschäften gehen auch zahlreiche Arbeiter und Angestellte arbeits- und brotlos gemacht. Und wie in den Reihen der Männer, so ist es im Heer der berufstätigen Frauen. Tausende und Abertausende haben ihre Stellung verloren, ob sie nun in Handel, Gewerbe oder Industrie oder im Haushalt tätig waren, und man kann den Arbeitgeber den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sehr oft Arbeitskräfte brachgelegt haben, die sie hätten beschäftigen können. Wer aber heute in der Lage ist, Arbeiter und Arbeiterinnen entlohnen zu können, der hat auch die vaterländische Pflicht, es zu tun, denn je mehr Räder unseres Wirtschaftslebens in Bewegung bleiben, desto widerstandsfähiger erweist sich unser Volk den Anforderungen des Krieges gegenüber. Sehr groß ist vor allem auch die Zahl unserer weiblichen Hausangestellten, die ihre Stellen des Krieges wegen aufgeben mußten, in der Mehrzahl vielleicht, obgleich es nicht nötig war. Jede Hausfrau, deren wirtschaftliche Verhältnisse es gestatten, hat die Pflicht, ihre Dienstboten mit dem vollen Lohn zu behalten; auch in Kriegszeiten sind Dienstboten durchaus nicht immer Luxus.

Erwacht uns so einmal die Aufgabe, die Arbeitskräfte nach Möglichkeit in den von ihnen eingenommenen Stellungen zu erhalten, so müssen wir andererseits Sorge tragen, die vielen erwerbslos gewordenen auf irgend eine Weise unterzubringen. Das ist gewiß nicht leicht, aber mit gutem Willen läßt sich auch hier viel erreichen. Leider muß den Frauen und Mädchen der wohlhabenden Volkschichten hier gesagt werden, daß sie infolge der freiwillig und kostenlos von ihnen verrichteten Arbeit einer großen Anzahl bedürftiger Frauen und Mädchen den Verdienst schmälern, wenn nicht gar unmöglich machen. Die Gefinnung, aus der heraus so freiwillige Arbeit angeboten und geleistet wird, ist sicherlich über allem Zweifel erhaben und nur allen Lobes wert, aber man darf doch die Frage nicht vergessen, ob

man durch Betätigung dieser Gefinnung nicht mehr Schaden als Nutzen stiftet.

Das ist zwar hart für all die freiwilligen Helferinnen, aber wenn sie sich klar machen, daß von der Arbeit, die sie unentgeltlich zu tun beabsichtigen, sich eine Mutter mit ihren Kindern ernähren kann, die sonst dem bittersten Elend preisgegeben wäre, so wird ihr Herz sie von selbst vor den Arbeitsuchenden zurücktreten heißen. Und es gibt ja neben der Arbeit, die entlohnt werden kann, noch manches zu tun, was unentgeltlich geleistet werden muß, weil die Mittel fehlen. Hier können sich die freiwilligen Kräfte nützlich machen, der Dank des ganzen Volkes wird ihnen ihre Liebestätigkeit lohnen. Doch noch eine: Es ist der Brauch eingerissen, in diesen Kriegszeiten alle Arbeit so gering wie möglich zu entlohnen. Das ist gleichfalls ein großer volkswirtschaftlicher Fehler, den man begehrt, denn je weniger Geld in Umlauf kommt, desto mehr liegt unser Wirtschaftsleben darnieder, je lauschteriger aber die große Masse bleibt, desto geringer sind die Wunden, die es davon trägt. Und es handelt sich in diesem Kriege um Sein oder Nichtsein, ja nicht allein um unsere militärische Bereitschaft, es handelt sich auch um unsere wirtschaftliche Schlagfertigkeit; darum gebt den Frauen bezahlte, wenn irgend möglich gut bezahlte Arbeit.

Wie man nicht trauern soll.

Die Zeit ist jetzt zwar schlecht dazu gewählt, gegen das bei uns als Trauerfarbe geltende Schwarz zu Felde zu ziehen, wohl aber ist der rechte Zeitpunkt dazu, gegen alle auffällige, zu sehr der herrschenden Mode-richtung Rechnung tragende Trauerkleidung zu kämpfen. Dazu gehören die breiten Kreppbesätze auf den Ältern, die hochstrebenden Garnituren auf den oft leeren Fassons der Trauerhüte, von denen sogar Gedankenlosigkeit einer Modistin eine jugendliche Form „Wildfang“ bezeichnet. Am meisten zu tadeln aber ist die jetzige Mode der breiten, lang herabwallenden Trauerkleider, die entweder die Gestalt bis zur Taille verhüllen oder, über den Hut zurückgeschlagen, rechts und links neben dem hochstehenden Kopfflügel der Garnitur, ohne den es anscheinend nicht möglich ist, einen Trauerhut zu garnieren, als geblähte, flatternde Segel hinter der Trägerin herwallen. Wir können uns nicht vorstellen, daß die Trauer echt und tief ist und

dem inneren Bedürfnis berechneten Ausdruck verleihen will, wenn wir beobachten, wenn ein- und zweireihige Rüsche, schwere Perlenketten bis weit über die Taillienlinie herabhängen und, damit nicht genug, den Hut mehrfach umrahmen. Wir können es nicht fassen, daß zum Ernst der Trauerkleidung modisch sed geraffte Röcke, durchsichtige Stoffverhüllungen der Arme und Taillienborteile gehören, und zielliche, weit ausgeschnittene Halsbänder mit Perlschleiere Gelegenheit dazu bieten, den stark durchbrochenen Strumpf zu bewundern. Doch mehr noch als gegen diese Auswüchse, der Zeitzeit mit ihrem tiefen Ernst völlig unwürdig, ist dagegen zu protestieren, daß man, angetan mit dieser Trauerkleidung, Gartenfeste, Konzerte und sonstige Festlichkeiten besucht, die vorwiegend der Erheiterung ihrer Besucher dienen. Der verhüllende Trauerkleider will ja doch gerade andeuten, daß er seine Trägerin absondern will, daß er sie mit einem Schutzwall umgeben möchte gegen zudringliche Neugier und oberflächliches Mitleid. Wird er aber zurückgeschlagen, so zeigt sie ja damit selbst an, daß ihr durch den Verlust eines lieben Menschen schwer getroffenes Herz sich zu trösten beginnt und deshalb der schützende Schleier überflüssig wird. Deshalb ihn also noch ferner nur als Dekorationsträger für ein Gefühl, das längst entschwunden oder vielleicht nie in dem Maße, wie sein Gebrauch andeuten möchte, vorhanden war?

Man braucht ja nicht so weit in seiner Forderung zu gehen wie eine Modeschreierin, die das Verschwinden farbiger Blumen von unseren Hüften fordert. Wenn diesem Verlangen nachgegeben werden sollte, dann müßte man logischerweise auch die Bepflanzung unserer Gärten und Promenadenanlagen mit ersten Zapfen beschränken und sofortige Beseitigung aller bunten, blühenden Herbstpflanzen dort anstreben, wo immer sie unseren Augen sichtbar werden und uns von unseren heimlichen Sorgen und verdrücktem Leid abzulenken drohen. Nein — mit dieser Lebensverneinung, und entspränge sie selbst den edelsten Motiven, ist uns daheim und ebenso auch unseren tapferen Männern draußen im Felde nicht gedient. Dafür sollte das ernste Wort überall beherzigt werden: „Gedenket eurer Toten, die den Heldentod starben, aber senkt nicht über Deutschland ein großes Vahr-tuch in einem Moment, in dem uns freudige Tatkraft, frischer Lebensmut, kraftvolles Emporstrahlen mehr not tut als je.“



Eine vergnügte Kriegs-Haarschur.

Phot. Berliner Markt-Gesellschaft.



Panorama von Reims mit der Kathedrale.



Papst Benedikt XV.



Fliehende Kosaken in den Masurischen Wäldern.

gez. für das „Illustrierte Blatt“ von J. W. Sachs, Frankfurt a. M.

II. Jahrgang.
No. 38

8. Kriegsnummer

17. September 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main



Zeichn. von Herrn. Kunze. Ver. d. K. u. F. K. K.

Angreifende Infanterie.

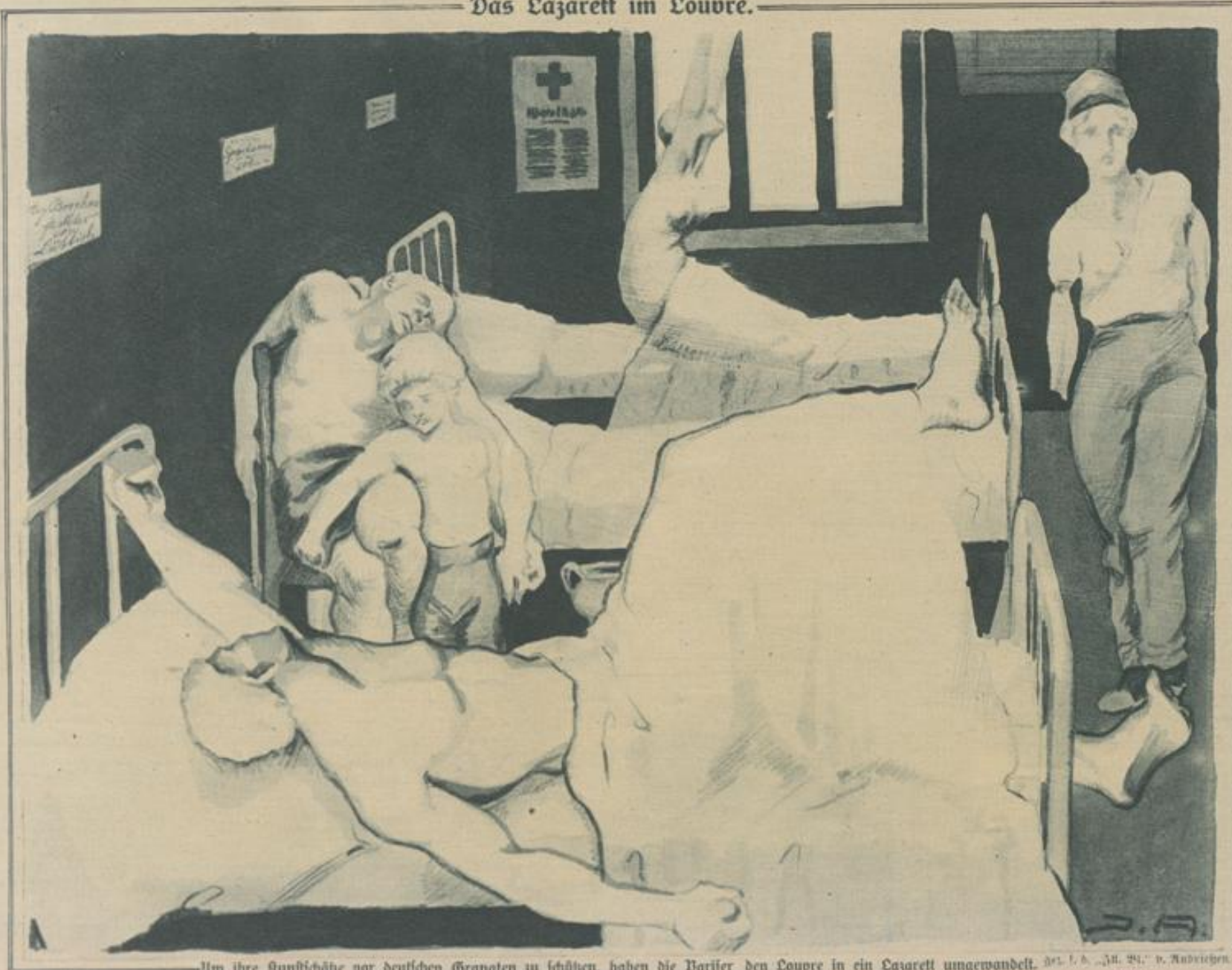
Umfang: 16 Seiten.

Soldatenkinder.



Phot. Meier u. Co., München.

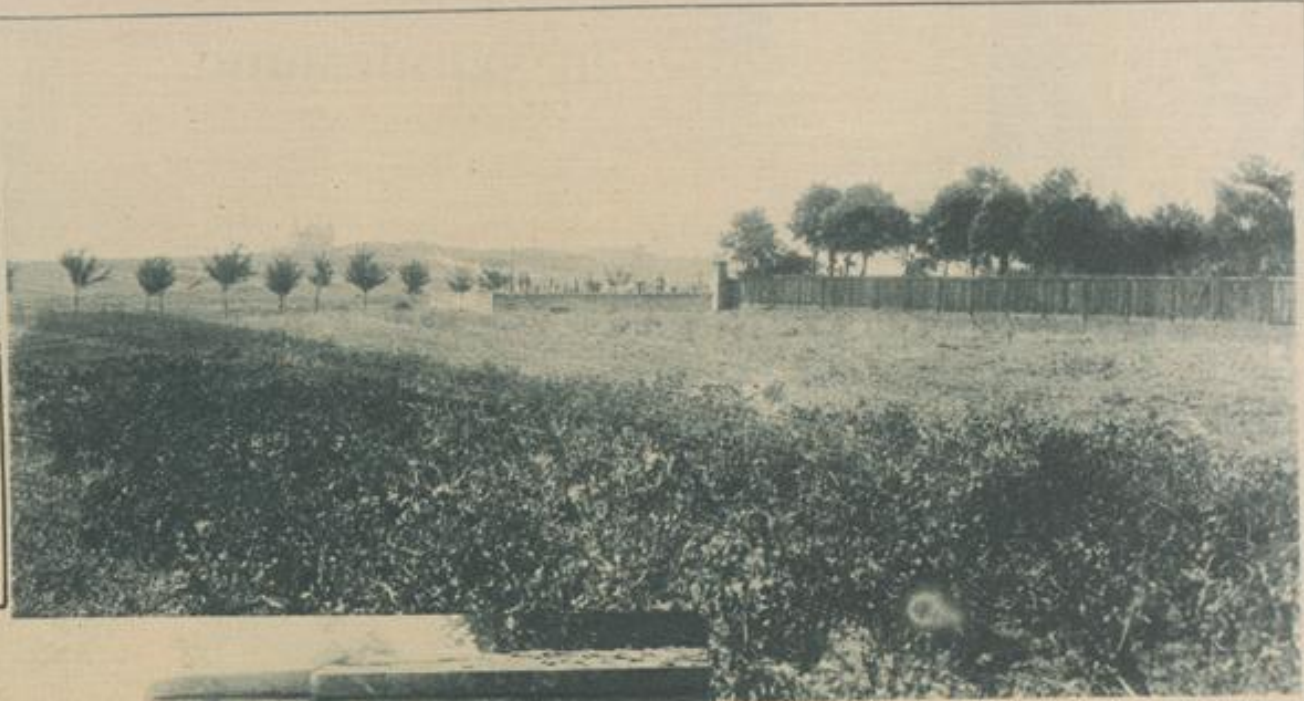
Das Lazarett im Louvre.



Um ihre Kunstschätze vor deutschen Granaten zu schützen, haben die Pariser den Louvre in ein Lazarett umgewandelt. (S. 1. 8. 24.) v. Andriessen.

Bilder von der Schlacht bei Metz.

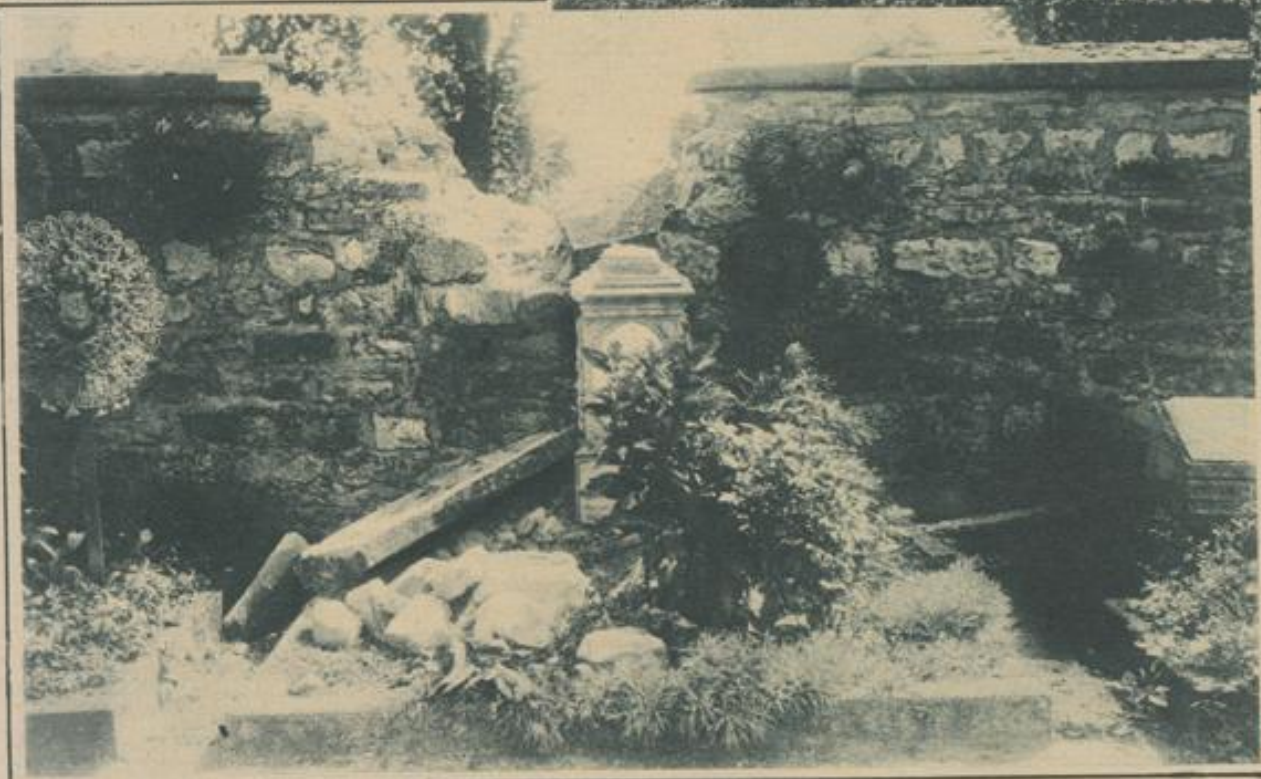
Am 20. und 21. August waren die großen Tage von Metz. Unter Führung des Kronprinzen von Bayern erkämpften Truppen aller deutschen Stämme, wie es in dem Bericht des Generalquartiermeisters hieß, zwischen Metz und den Sargen einen großen Sieg. Unter schweren Verlusten wurden die Franzosen geworfen. Wir geben einen kleinen Ausschnitt aus dem ungeheuren Ringen wieder, das sich auf einem riesigen Raum erstreckte. „Das Schlachtfeld nahm,“ dieser Satz hat sich wohl allen eingeprägt, die diese amtliche Bekanntmachung gelesen haben, „einen größeren Raum ein, als in den Kämpfen von 1870/71 unsere gesamte Armee in Anspruch nahm.“ Ueber mehr als 100 Kilometer dürfte sich die Schlacht-



Verteidigungslinie der Franzosen bei einem Friedhof, auf dem besonders stark gekämpft wurde.

front hingezogen haben. Unser kleiner Ausschnitt gibt ein Bild von der Heftigkeit des Kampfes. Schon 1870 hat es viele Kirchhofskämpfe gegeben. Hinter den Mauern und Gräbern war gut Deckung zu finden. Daß die Kämpfe von 1914 denen von 1870 nichts an Heftigkeit nachgegeben haben, beweisen unsere Bilder. Deutlich kann man an den Postamenten die Spuren der Gewehrkugeln und Schrapnellstücke sehen. In der Ferne des weiten Feldes erhebt sich ein zerbrochenes Haus. — Der Sieg von Metz ist für uns von weittragender Bedeutung gewesen. Diejenigen Mächte, die in ihrer Haltung uns gegenüber noch schwankend waren, wurden mit einem Male belehrt, daß der deutsche Siegeszug unaufhaltbar ist, daß durch so glänzende Siege Truppen frei wurden, die anderweitig verwendet werden konnten. Der Sieg von Metz hat in erster Linie Italiens Haltung bestimmt und von einer waghalsigen Abenteuerpolitik abgebracht, in die gewisse politische Kreise es gerne hineingetrieben hätten.

× × ×



Eine durch eine Granate getroffene Friedhofsmauer.



Spuren des Kampfes: in den Postamenten sind deutlich die Löcher der Gewehrkugeln zu sehen.

Phot. N. Zernsche, Metz.



Berittene Pfadfinder

ich mit vier Mann und geladenem Revolver hier ein. Leute aber bisher sehr lebenswürdig. Hast Du meine Brieffachen erhalten? Ich bisher noch keine, da unsere Post zurückgehalten wurde. Herzlichen Gruß
Dein Walter."

Blumeney, 30. 8. 14.

"Liebe Mutter! Alles wohl. Heute zum ersten Mal Post erhalten. Erwiderne sie sofort, da der Befehlsmann sie noch mitnehmen soll. Dienstag der Schlacht bei Lunéville in unmittelbarer Nähe beigewohnt. Später sind die Kolonnen, von der Bevölkerung Lunévilles unterstützt, von Soldaten in Zivil angeschossen worden. Auf mich ist vielleicht 30 Mal geschossen, aber ohne Erfolg. Mein Fuchs "Sieg" hat sich tadellos benommen. Ich ritt allein an einsamem Gehöft vorbei, aus dem geschossen wurde. Später war ein mächtiger Graben zu überspringen und ein Wald zu nehmen. "Sieg" alles famos gemacht. Herzlichen Gruß!
Dein Walter."

In Feindesland.

Auch heute hat sie vergeblich auf Nachricht von ihrem großen Jungen gewartet. Immer wieder liest sie seine beiden letzten Briefe, obwohl sie den Inhalt Wort für Wort auswendig weiß.

Den ersten Gruß von französischem Boden. Seit gestern hier. Überall siegreich. Zehn bis zwölf Kilometer südlich hören wir die Beschießung Mainonvillers, eines Forts von Lunéville. 250 Meter südlich der Wald von Parroy mit feindlichen Streitkräften besetzt. Als erster der Kolonne zog

v. Hinz, der neue deutsche Gesandte in Peking.

Phot. Zauban, Berlin.

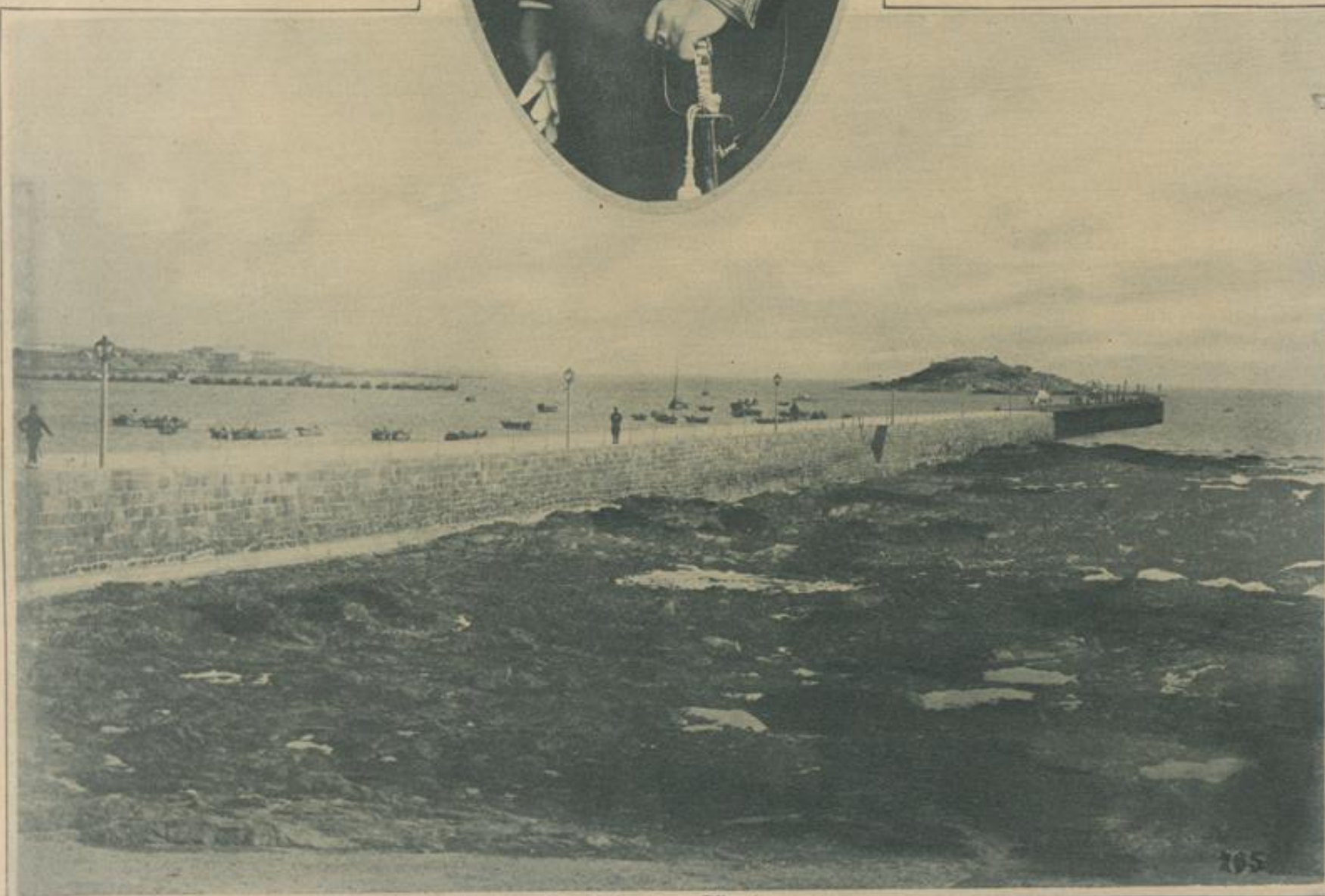


Phot. Zauban, Berlin.

im Elsaß, die schon gute Dienste geleistet haben.

— auf mich ist wohl 30 Mal geschossen worden — "Wieder fühlt sie den furchtbaren Schreck, der sie beim Lesen des letzten Briefes durchzuckte. Barmherziger Gott, ihr Junge! Ihr Walter mit den braunen, lebensfrohen Augen! Wie stolz war sie auf ihn, als er zum ersten Male als Reserveleutnant in der flotten Mannesuniform vor ihr stand! Nun ist er schon vier Wochen fort. Beim Abschied hatte er gesagt: "Mutter, ich bring' Dir auch das Neueste von Paris mit. Wie lang hat's Zeit? Vier Wochen —?"

Der Krieg, der unselige Krieg! Wenn aus den tausend heißen Wünschen Taten würden, dann wäre Frieden. So aber heißt es sich bescheiden. Frauenlos —! So lange hat sie keine Nachricht mehr von ihm. Seit Tagen wartet sie von Post zu Post. Abends schläft sie ein mit dem Gedanken: "Morgen früh hat Walter geschrieben!" Und am andern Morgen, wenn ihr Warten vergeblich war: "Mit der nächsten Post aber kommt sicher ein Brief von dem Jungen!" Sogar zu dem gewohnten



Der Hafen von Tsingtau.

Mittagschlächten kann sie sich nicht verheben, jedes Klingeln draußen versetzt sie in nervöse Spannung. Dieses quälende Warten lähmt ihre Tatkraft. Und müde macht es, — so müde — Durch die geöffnete Balkontür schwebt leiser Duft der letzten roten Rosen. Still ist's im Zimmer. Nur das Ticken der großen Standuhr und das Summen eines verirrten Brummers. —

Kanonendonner, Pulverdampf. Granaten krepieren. Nicht neben dem Führer der Führerkolonne zischt ein verirrter Granatplitter in die Erde. Der Kampf tobt Stunde um Stunde. Dann verstummt das Geschützfeuer, nur noch vereinzelt fallen Schüsse. Die Kolonne rückt vor. Überall Spuren der Schlacht. Die Straßen verlassen, hier und dort zerstörte Häuser, die von der furchtbaren Wirkung der Geschosse zeugen. Walter reitet, den geladenen Revolver in der Rechten, dem Zuge voraus. Ausgestorben scheint die Stadt. Sie biegen in eine Straße. Aus dem dritten Hause fällt ein Schuß, streift hart den Helm des Führers. Gleichzeitig krachen aus anderen Häusern sechs, sieben Schüsse. In den Fensteröffnungen werden Gewehrläufe sichtbar. Aus Kellern, Bodenkellern, — aus allen Stodwerken flie-



Tiroler Schützen.

und rücken Sie bis zur Wegkreuzung vor. Ich werde versuchen, Hilfe zu holen. Hinter dem Walde müssen unsere Truppen liegen."

Über die Landstraße reitet der Leutnant. Einige hundert Meter vor ihm liegt ein einsames Gehöft, da werden ja wohl auch Franktreue zu Hause sein. Er ladet seinen Browning. Jetzt kann er es erst deutlich erkennen. Ein großes Bauerngut. Drüben der Wald. Wenn er den erreicht hat, ist er gedeckt. Das Haus liegt da wie im Schlaf. Im angrenzenden Hofraum kein Mensch zu sehen.

Ein breiter, tiefer Graben trennt die Straße von den Wiesen, die zum Walde führen. Unmöglich, ihn hier zu nehmen. Vielleicht verengt er sich oberhalb des Gehöftes. Der Leutnant späht scharf nach den Fenster-

öffnungen. Nichts Verdächtiges.

"Sieg, jetzt mache Deinem Namen Ehre!" Der Fuchs spitzt die Ohren, er wirft den Kopf hoch und galoppiert mit seinem Reiter dem Bauernhof näher und näher. Die Dämmerung kriecht über Land. Fester saßt der Leutnant die Zügel, in der rechten Hand den Browning schuhbereit.

Aus den Fenstern saßen Schüsse. Ihm ist, als träfe



Schottischer Soldat.



Degenverkäufer in Berlin. "Jeder Stoß ein Franzos".



Schottische Militärtypen.

gen die feindlichen Augen. Hinter dem Leutnant fällt der Unteroffizier, vor dem Wagen stürzen die Pferde. Ihm selbst schwirren die Augen um den Kopf. Scheinbar haben es die Feinde auf ihn abgesehen. Aber keine Kugel trifft.

"Schlechte Schützen!" denkt er spöttisch. Die kleine Schar kämpft sich durch, umfaßt von dichtem Angeltregen. Die Wagen, deren Bespannung gelöst ist, müssen sie verloren geben.

Möglich Signale. Deutsche Signale. . . ! Jemand fern. Mit raschem Entschluß biegt der Leutnant in eine Seitenstraße, die ins Freie führt. Heiß steigt der Zorn in ihm auf. Diese elende, hinterlistige Bande! Im ehrlichen Kampf laufen sie davon und überfallen hinterrücks die Kolonnen. Der Überfall soll aber gerächt werden! Für jeden verwundeten deutschen Soldaten zwei dieser Halunken! Zusammenhieben sollen sie das Rest!

Wachmeister, halten Sie die Kolonne zusammen



Zielübungen der Kriegsfreiwilligen auf dem Griesheimer Exerzierplatz.

ein Steinwurf seine rechte Schulter. "Sieg" blutet. Eine Kugel hat ihm den Schenkel verletzt. Zum Wald! Der Leutnant reißt den Fuchs nach links. Hinter ihm liegen die Augen. Da bricht "Sieg" zusammen. . . dicht vor ihm der schühende Wald.

"Walter!!! Walter!!!"

Mit wehem Aufschrei fährt die Schlafende auf. Verfürt blickt sie um sich. Der Traum, der gräßliche Traum! Ihr Blick fällt auf die Briefe in ihrer Hand. Sie ist darüber eingeschlafen.

Auf dem Flur werden Stimmen laut. Eine Stimme — die Tür fliegt auf. "Mutter!!!" Mit weitauferstrenkten Augen starrt sie ihren Jungen an. "Mutter, liebe Mutter!"

"Mein Kind!!!" Wortlos halten sie sich umfaßt. "Walter, ich hab' Dich wieder!"

"Ja, Mutter. So ein feiger Kerl hat mich angeschossen. Nun mußt Du mich rasch gesund pflegen, denn beim Einzug in Paris darf doch Dein Junge nicht fehlen!"

Kana Maria.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

(A. Fortsetzung.)

Zwei blonde Lockensträhnen hingen ihr fast bis in die Augen. Als sie aufsaß, kam Wulff wieder die seine Erinnerung an einen Sommertag, an eine Mutter, die mit ihren Kindern spielte. Oh, er kannte sie gut.

Madame reichte ihm die Hand und sprach mit einer Stimme, die ebenso gut einem Pastor oder Lehrer gehören könnte:

„Seien Sie willkommen, mein Lieber.“

Wulff war von der einfachen Begrüßung so tief ergriffen, daß er noch steifer da stand. Die Frau Vogt erhob sich.

„Kommen Sie, ich werde Ihnen Ihre Zimmer zeigen.“

Sie lief eilig voran, die Treppe hinauf. Oben stieß sie das Fenster auf.

„Es ist alles sehr einfach. Die Tapeten sind nicht sehr schön mehr.“ . . . Sie zerrte an der Bettdecke. . . . „Wenn Sie noch etwas wünschen, sagen Sie es mir.“

„Nein,“ sagte Wulff verlegen und leise.

„Nebenan schlafen die Kinder. Sie essen mittags und abends mit uns zusammen. Den Kaffee schicke ich Ihnen ins Büro. Es ist Ihnen doch recht? Sie werden hoffentlich länger bei uns bleiben als Herr Johansen. Herr Johansen war der frühere Schreiber. Er ist nach Großheide gekommen ans Amtsgericht. Nennen Sie ihn nicht? . . . Aber unsere Kinder kennen Sie, nicht wahr? . . . Fred geht aufs Gymnasium in der Stadt, und Lall kommt nächstens in Pension. Wir sagen noch immer Lall — eigentlich heißt sie ja Marianne. Aber das kam so, weil sie sich als kleines Kind selbst den Namen gab. . . . Aber ich muß wohl gehen.“

Der kleinen Frau fiel plötzlich ein, daß es unter ihrer Würde war, hier zu stehen und mit dem neuen Schreiber zu schwätzen. Sie wurde verlegen und lief davon.

Wulff blieb allein und sah sich einen Augenblick in dem Raum um, der sehr einfach war und nur die notwendigsten Möbel enthielt, und der doch so hell und freundlich aussah.

Sein Fenster ging auf einen Rasenplatz und wurde von einer breitläufigen Linde beschattet. Draußen zwitscherten ein paar Stare. Ein leises Singen klang durchs Haus. Vielleicht sang eines der Dienstmädchen bei der Arbeit. Dazwischen klang helles Lachen. Es klang fast wie ein Jubel. Man hörte keinen Miston, kein Dröhnen und Schelten.

Er atmete auf. All der Trost und Stolz, der sich Jahre hindurch in dem Knabenherzen angesammelt hatte, sank zusammen. Bescheiden, fast demütig trat er ins Büro.

Es war schon Arbeit für ihn da. Der Vogt wies ihn sofort an. Mit kurzen Worten erklärte er ihm seine Obliegenheiten und übergab ihm dann einige Aushängebogen, die er in sechs Exemplaren sauber abschreiben sollte.

Wulff blieb allein und war eifrig beim Schreiben, als die Tür aufging und ein Mädchen hereinkam. Es war ein blaßes Gesichtchen mit aschblondem Scheitel und großen grauen Augen. Er erkannte es nicht; aber er war sicher, daß es des Kirchspielvogts Tochter war.

Sie trat näher, die Augen auf ihn gerichtet. Es war eine Sicherheit in ihrem Wesen, die ihn verwirrte. „Sie sind der neue Schreiber, nicht?“

„Ja,“ antwortete Wulff. Da er nichts mehr zu antworten wußte, schrieb er, ohne aufzublicken, weiter. Er hatte einen sehr roten Kopf bekommen.

Lall warf ihre Mütze beiseite und setzte sich ohne Umstände auf den Tisch in der Mitte des Zimmers. Stumm sah sie einige Minuten da, sah starr vor sich hin und schlieferte mit den Beinen.

„Wulff Jessen!“ rief sie plötzlich, als ob sie mit einem Mal erwachte.

Er fuhr in die Höhe.

„Jawohl?“

„Jetzt hab' ich Ihren Namen erwischt“, rief sie fröhlich. „Es ist ein schöner Name und Sie sehen auch garnicht wie ein Zigeuner aus.“

„Ich bin auch keiner,“ entgegnete er heftig.

„Aber Sie sind doch vom Laternberg.“

„Muß ich deswegen ein Zigeuner sein? Ich bin ein guter Dithmarscher.“

„Und ich bin eine gute Dithmarscherin.“ In ihren grauen Augen strahlte ein schönes Licht auf.

Jetzt sprang sie vom Tisch herunter und strich sich das Haar hintenüber. Es wölbte sich über der hohen Stirn; denn es war sehr dicht.

„Ich glaube, wir werden uns sehr vertragen. Sie sitzen bei Tisch neben mir. Wenn Sie nett sind, stelle ich Ihnen die Kartoffeln ab. Wir essen immer Pellkartoffeln.“

„Ich werde mir Mühe geben,“ sagte er.

„Ach, das nützt doch nichts. Wenn Sie nicht von

Mühe. Aber man muß ja mal Unterschied kennen lernen. Die Frau — na, die ist ja man simpel, aber der Herr — Jo'n Herrn gibt es nicht wieder. Der ist wirklich nobel. Ja, Sie können sich gratulieren.“

Das tat Wulff auch. Er wußte wohl, daß es nicht überall so war wie hier. Im Nachbarorte mußte der Schreiber des Kirchspielvogts mit dem Knecht zusammen in einer Kammer schlafen.

Beim Mittagessen lernte er sämtliche Hausgenossen kennen. Der Vogt saß auf dem breiten Ledersofa oben am Tisch. Sein volles Antlitz strahlte, seine Augen bligten. Wenn er redete, und dabei seine großen Handbewegungen machte, sah er aus wie ein Feldherr.

Rechts von ihm saß Madame. Die blickte mit ihren klaren Augen über den Tisch, ob auch jeder zu seinem Rechte kam, und wenn die Frau Vogt, die ihr gegenüber saß, einmal etwas Verlehtes sagte oder tat, bestete sie ihre Augen auf sie und es sah fast aus, als läge ein mildes Bedauern darin.

Lall saß neben Wulff und pellte ihm wirklich die Kartoffeln. Alfred mußte seine selber pellen, weil er umgezogen war. Er und Lall lebten auf dem Red- und Kriegsfuß.

Mieten und Lene, die beiden Dienstmädchen, saßen unten am Tisch neben Wulff. Es waren bescheidene Mädchen, die nur redeten, wenn sie gefragt wurden. Sobald sie fertig waren, sagten sie: „Geseignete Mahlzeit“ und marschierten eine hinter der anderen mit dem Teller in der Hand hinaus.

Das Essen war sehr gut, weit besser, als Wulff es im Schusterhäuschen und auf Jakobshof gewohnt war.

Dies gemeinsame fröhliche Mittagmahl wirkte auf alle Hausgenossen wie eine körperliche und seelische Erquickung und machte sie willig und tüchtig zur Arbeit.

Den Abend hatte Wulff für sich.

Er saß auf seiner Stube und überlegte, ob er wohl hinunter ins Schusterhäuschen ginge. Aber dort waren sicher die Nachbarn. Man würde fragen und horchen und reden über den Vogt. Die Mutter würde fragen, was er gegessen und wie es geschmeckt habe, was dort gesprochen würde und wie es herginge. Nein, er haßte den Matsch. Er haßte es auch, wenn sie ihm die Waden streichelte. Eine richtige Mutter würde es ganz, ganz anders tun. Da mußte einem so wohl ums Herz werden, daß man nicht atmen konnte vor Glück.

Nein — er ging nicht hin. Zum Schluß, wenn er nicht antwortete und nicht antworten wollte, hieß es doch wieder: Ja, der tolle Kopp!

O, er wußte es ganz genau.

Er öffnete das Fenster. Es war ein klarer Frühlingsabend. Unten stand jemand und schaute herauf. Es war Lall.

„Wulff Jessen, kommen Sie doch herunter. Wir gehen aufs Feld, Fred und ich. Kommen Sie!“

In einer Minute war er unten.

„Nur noch mein Käppfel. Wo ist mein Käppfel?“

„Das wird wohl oben im Birnbaum hängen,“ meinte Fred.

Wulff und Lall suchten und stürzten sich beide zu gleicher Zeit darauf.

„Hurra!“

Run ging es los. Sie liefen über den Hof, durch den Garten, trochen durch eine sehr dornige Stachelbeerhecke und balancierten unter Lebensgefahr zwischen einem Graben und einem Gestrüpp von Weiden. Es waren alte Stümpfe mit jungem Federgezwige. Es ging über ein wackliges Brett und weiter auf einem Fußsteig durchs Feld.

Es war kein Steig aus Steinen gelegt, und doch war er so fest, daß kein Regen ihn aufweichen, kein Gras ihn überwuchern konnte. Durch viele Jahre hatten ihn Menschenfüße hart getreten.

Die drei jungen Leute gingen einer hinter dem andern. Die Kinder der Marsch wußten wohl, daß es eine große Sünde wäre, das Gras daneben zu zertreten.

Lall ging immer zehn Schritte voraus und wandte dann ihr erhitztes Gesichtchen zurück.

Sie mußten noch um eine Hecke und über ein Grabenbett gehen, dann waren sie auf dem breiten Feldweg.

Fred tat einen Pfiff: „Quirewirewit!“



Reichstagsabgeordneter Dr. Frank (Soj.) starb den Heldentod fürs Vaterland.

Natur nett sind, wird es dadurch bloß schlimmer. Aber jetzt muß ich gehen. . . . Klavierstunde. . . . eine — zweie — eine — zweie! . . . Wo ist denn mein Käppfel? Ich suche schon eine Stunde.“

Sie fuhr auf dem Fußboden herum.

„Mein Käppfel, mein Käppfel!“

Wulff stand verlegen an seinem Pult und dachte, was er wohl anfangen sollte, wenn er nicht, wie das Fräulein wünsche, von Natur nett war. In seinen Händen drehte er einen dunklen, wolligen Gegenstand, den er irgendwo aufgehoben hatte.

„Da haben Sie ja mein Käppfel.“

Sie riß es ihm aus der Hand und stülpte es auf, und er wunderte sich, wie hübsch das unscheinbare wolllene Mütchen aussah, als es auf ihrem blonden Haar saß.

„Adjö, Wulff Jessen!“

Wie sie gekommen war, verschwand sie wieder. Wulff Jessen machte sich von neuem über seine Aushängebogen her. Im stillen ärgerte er sich über sich selbst. Er war doch sonst immer so fix mit einer Antwort bereit und fürchtete sich vor den vornehmsten Leuten im Dorfe nicht, und diesem Mädchen gegenüber, das vielleicht noch ein Jahr jünger war als er selbst, wurde er verlegen und wußte nichts zu antworten. Er malte sich aus, wenn sie wiederkäme, was sie dann wohl sagen und was er dann antworten würde. Rede und Gegentrede folgte. In seinen Gedanken entspann sich ein lebhafter Wortwechsel.

Mieten, die Binnerdeern, riß ihn aus der Arbeit und Träumen. Sie brachte ihm Frühstück und knüpfte dabei eine kleine Privatunterhaltung an.

Sie können sich gratulieren, daß Sie hierher gekommen sind. Hier wird man wenigstens als Mensch esteemed. Ich habe es garnicht mal nötig zu dienen; denn meine Alten haben eine Landstelle mit vier milchen

Es war ein schöner Abend. Herbstwehte wehte der Westwind über die Marsch. Der Koog leuchtete im frischesten Frühlingsgrün, mit seinen blanken Gräben, die noch nicht übermüdet waren und seinen schnee-weißen Schafherden. Die Sonne ging hinter einer glut-roten Wolkendecke unter.

Sie gingen weit hinaus. Fred rauchte eine verbotene Zigarette und bot auch Wulff eine an. Der dankte. Lall ging wieder vor ihnen her. Manchmal schritt sie rückwärts mit den Händen auf dem Rücken, die Augen auf Wulff geheftet.

„Nicht wahr,“ rief sie, „unsere Heimat ist ein feines Land? Ich freue mich, daß ich hier geboren bin.“

„Ich auch“, sagte Wulff. „Ich wünschte nur, ich wäre zu anderer Zeit geboren, zu Wulff Hebrants und Koldes Karstens Zeit, zu der Zeit der Achtundvierziger.“

„Quirewiewitt!“ pfiff Fred.

„Du bist albern, Fred! Sehen Sie, das habe ich mir auch immer gewünscht. Und noch einer wünscht es — mein Vater. Er wäre vielleicht kein guter Bauer geworden, aber ein feiner Regent.“

„Das ist er auch jetzt.“

„Freilich, aber sie sehen es nicht ein.“

„In Wulff wollte es auf.“

„Diese Bauern!“

„Ich mache mir nicht so viel aus der Marsch,“ sagte Fred. „Man kann sich hier nicht rühren. Nicht einen Streich kann man machen, ohne daß das ganze Dorf zusieht.“

„Das ist wohl wahr, aber ich kümmere mich nicht darum. Lustig kann man doch sein.“

Lall warf ihr Köpfel in die Luft und spielte Fangball damit. Dann ging sie wieder neben den andern, und ihre rechte Hand streichelte im Vorbeigehen die Weidenzweige und das hohe Weggras.

Die Sonne war untergegangen. Das Rot der Wolken ging ins Violette über. Der Wind wehte kühler. Im Dorfe bligten die ersten Lichter auf. Da machten sie sich eilig auf den Heimweg.

Zu Hause war die beste Stube hell erleuchtet. Stimmen klangen heraus. Lall horchte an der Tür.

„Besuch aus der Stadt“, flüsterte sie. Auf Zehenspitzen schlichen sie die Treppe hinauf und trennten sich hier wie Spitzbuben, die zusammen hielten.

Als Wulff an diesem Abend in seinem Bette lag und die Stunden des Tages an seinem Geiste vorüberzogen, überkam ihn ein Wohlbehagen, wie es wohl ein Kind hat, wenn es von der Mutter liebevoll zugehelt wird. Mit einem Lächeln um den Mund schlief er ein. Das war nie geschehen, solange er denken konnte.

Es folgte noch mancher Abendspaziergang in den Koog, wenn die Sonne sich rötete, wenn die bunten Kinder im Gras lagerten und wiederklangen und die Frösche in den Gräben quakten.

Zu zweien oder dreien gingen sie. Lall immer vorn. Dann erzählten sie und erwarteten sich für dieses und ereiferten sich über jenes, sehten sich nach großen Zeiten und fühlten sich frei und stark. Fred ging nebenher, pfiff und rauchte Zigaretten.

Wenn es schlechtes Wetter war, verbrachten sie den Abend meistens in der Wohnstube. Madame las aus einem schönen Buche vor, oder Lall spielte auf dem Klavier eine Sonatine. Der Vogt war meistens fort. Frau Fische saß und stützte an irgend einer überflüssigen Kleinigkeit mit einem Gips, als ob es ums tägliche Brot ginge. Fred neckte abwechselnd Mutter und Schwester. An die Großmutter traute er sich nicht heran.

Eine Zeit kam, da wurde bis in die Nacht hinein genächt. Lall bekam eine feine Ausstattung. Sie sollte in ein Haushaltungspensionat, wo sie ihre gesellschaftliche und praktische Ausbildung erhielt. Es war ein sehr teures Pensionat in Hannover.

„Ich sehe es wohl ein,“ sagte Lall, „ich verwildere hier. Wer soll mir denn die Allüren beibringen? Großmama ist zu alt und Muttschen — — — ach Muttschen hat ja keine Ahnung. . . . Zwei Jahre bleibe ich fort, und wenn ich wiederkomme, Wulff Jessen, dann renne ich nicht mehr voran und rufe nicht mehr so laut ich kann. Dann trage ich kein Köpfel mehr, sondern einen großen Federhut. Der muß wippen: wipp, wipp, und mein Kleid hat eine Schleppe und rauscht. Wenn Sie mir dann begegnen, verneige ich mich fein und reiche Ihnen die Fingerspitzen. Selbstverständlich trage ich mir Glacés. Dann frage ich: „Wie geht es Ihnen, Herr Jessen?“

„Das tut mir leid,“ sagte Wulff traurig.

„Sie sollten sich darüber freuen. Sie werden sich auch vervollkommen. O, ich sehe schon; wenn wir uns wiedersehen, werden Sie sehr stolz geworden sein. Sie haben schon jetzt manchmal eine Art, den Kopf in den Nacken zu werfen. Ich glaube, Wulff Jessen, Sie sind im Grunde ein sehr hochmütiger Mensch.“

So sprach sie zu ihm, als sie zum letzten Male zusammen übers Feld gingen. Sie war ein bißchen vom Winde zerhaust und vom Sonnenrot vergoldet und sah inmitten des fatten Grüns wie eine frische Blüte dieses Landes aus.

Ihre Worte stimmten ihn traurig und froh zugleich. Es war ein eigenartig süßes Gefühl, dessen er sich selber kaum bewußt war.

So war auch der Abschied. Als sie schon im Wagen saß und die Pferde anzogen, nickte sie ihm lächelnd zu, und er sah, wie dabei die Tränen in ihren Augen glitzerten.

Dieses Bild bewahrte er in seinem Herzen. Sie erschien ihm darin wie eine Blume, auf die der Tau perlt und zugleich die Sonne scheint.

Siebentes Kapitel.

Die Jahre gingen hin. Im ersten Jahre war Wulff Lehrling gewesen, im zweiten dünkte er sich Geselle. Er strebte nach der Meisterschaft.

Mitunter kehrten die Kindheitsträume wieder, da er Kaufmann werden wollte. Er sah sich im Getriebe der Welt, wo bunte Schaufenster lockten, wo die Menschen in Scharen aus- und eingingen und das Geld roulierte. Aber solche Bilder verblaßten mit der Zeit immer mehr. Wo konnte er wohl mehr lernen als hier?

Sein Herr, das war einer. Der besaß den rechten Stolz, den Stolz der Persönlichkeit, der nicht an die Schoule gebunden ist, der sich einer ganzen Welt gegenüber behaupten kann.

Wenn die große Gestalt des Vogts mit dem mächtigen Kopf und den blühenden Augen vor ihn hintrat, dann hatte er stets von neuem das Gefühl, als stünde ein Feldherr vor ihm.

Jens Hellmann besaß den Zug ins Große, der keine kleinen Rechenerempel liebt. Dabei war er von seltener Tatkraft erfüllt. Wenn er rebete, riß er seine Zuhörer fort. Niemand vermochte es, seine Ausführungen zu widerlegen. Sein Wille galt im Dorfe, und dieses hatte den größten Nutzen davon.

Es war ein ausgedehntes Kirchspiel, das er zu verwalten hatte. Er hatte das ziemlich verwahrloste Gemeinwesen geordnet und hochgebracht. Da gab es Arbeit genug. Manchmal ging es im Amtsbüro den ganzen Tag über ein und aus, und oft saßen beide: der Vogt und sein Schreiber, bis tief in die Nacht hinein über die Bücher gebeugt.

Dann kamen wieder Zeiten, wo der Vogt viel aus dem Hause war und Frau Fische mit niedergeschlagenen Augen herumließ, als suche sie etwas und könnte es nicht finden.

Im Dorfe hieß es, der Vogt habe eine Geliebte in der Stadt. Bald hieß es diese — bald jene. Er liebte die Veränderung. Wie totunglücklich die kleine Frau Vogt manchmal aussehen konnte! Wenn Jens Hellmann dann zurückkehrte — erehrte nie heim ohne reiche Geschenke — dann jubelte sie auf und machte in ihrer Glückseligkeit eine Dummheit über die andere.

Es kam noch immer oft Besuch. Der Vogt lud ein — nicht seine Frau. Er liebte es, ein gastfreies Haus zu führen. Dann ging er selbst zum Schlachter und bestellte den Braten. Er rebete mit der Kochfrau, ordnete alles an, machte die Bowle, tranchierte den Braten, schenkte ein, sah nach diesem und jenem. Die Tische bogen sich von all den lederen Dingen, die Gäste amüsierten sich, und der Hausherr überwachte alles und war selbst von ausgelassener Fröhlichkeit.

Wenn der Vogt fröhlich war, atmete das ganze Haus Frohsinn. Dann durften auch die Mädchen in der Küche nach Herzenslust schmausen, und die Frau Vogt sorgte still verschämt für die Armen, denen ein Stück Torte oder Braten soviel Freude machte, daß Wochen ihres Lebens davon ausgefüllt wurden.

Es wurde stiller im Hause des Vogts. Man spürte Lalls Fortgang. Fred kam auf die Universität. Wulff empfand manche Stunde des Alleinseins, aber dies Gefühl entpang eher der Sehnsucht als der Langeweile. Es machte ihn nicht unglücklich.

Der junge Schreiber kam gewaltig vorwärts. Er lernte von seinem Lehrmeister in der Gesellschaft sich als freier Mensch zu bewegen, er lernte es, zielbewußt zu arbeiten und den Blick aufs Große, Ganze zu richten.

Seinen Stolz besaß er wohl noch. Aber dieser verlor an Schärfe. Er besuchte seine Pflegeeltern öfter, und sie klagten nicht mehr über seine Undankbarkeit.

Einmal Schuster sagte nicht mehr: der junge Herr, sondern der Kirchspielschreiber.

„Mutter, der fink den Kaffeisch, unser Kirchspielschreiber kommt.“

Jetzt konnte Wulff darüber lächeln. Das hatte er im Hause des Vogts gelernt. Er wehrte auch nicht mehr ungeduldig ab, wenn Tien Schuster ihm übers Haar strich und „mein Süßen“ sagte.

„Wir kriegen doch noch gut von ihm,“ sagte sie, „und das ist auch nicht mehr als recht. Sein Vater wird wohl nicht mehr wieder kommen, da brauchen wir nicht auf zu hoffen.“

Mitunter begegnete ihm einer von den Bauern. Er trat dann höflich zur Seite und zog den Hut. Ein Demütiger wurde er deshalb nicht.

Die Zeit verging. An manchem Sommerabend wanderte Wulff allein hinaus in den Koog. Lalls Anblick schwebte ihm dann stets vor. Sie war im Grunde nicht schön. Das Haar war zu aschblond, die Augen zu groß, der Teint faßl. Im Dorfe hielt man sie nicht einmal für hübsch. Das Gesicht wurde erst reizvoll, wenn sie sprach und lachte, wenn die Sonne darauf schien. Ihre Augen ähnelten denen ihres Vaters, in denen auch mitunter so herrliche Blitze aufzuckten. Zu solchen Zeiten

hatte sie etwas Strahlendes, das ungemein anziehend wirkte. Wulff war es, als müsse er sie stets von Sonnenschein überflutet sehen. Im Schatten konnte diese Blume nicht gedeihen.

So stand ihr Bild vor seinen Augen, wenn er Zwiegebrüche mit ihr hielt. So stellte er sie sich vor, wenn er an den Winterabenden im Wohnzimmer saß und das Feuer im Ofen prasselte, und draußen der Nordwestwind heulte.

Wie mochte es Lall gehen?

„Lall hat geschrieben,“ sagte die Frau Vogt, „sie läßt Sie grüßen. Ach — sie hat es da sein. Aber es kostet auch 'ne Menge Geld. Denken Sie nur. . .“ Und dann erzählte sie.

Wulff hörte nicht mehr darauf. Er war rot geworden. Ein Glücksgefühl stieg in ihm auf und benahm ihm fast den Atem. „Sie läßt mich grüßen,“ weiter dachte er nichts.

In diesem Augenblick wandte sich die Frau an das eintretende Dienstmädchen:

„Fräulein Lall läßt Euch auch schön grüßen, Mieschen. Denkt mal an, was sie jetzt wieder alles mitgemacht hat. . . Und sie lernt kochen und einmachen.“

Wulff warf den Kopf in den Nacken. Das Rot von seiner Stirn verschwand.

„Wie heißt doch die Stadt, meine Liebe, wo Lall in Pension ist?“ fragte die alte Madame.

„Hannover.“

„Hamburg. So so?“ sprach die alte Dame, die in den letzten Jahren etwas schwerhörig geworden war. „Ja, Hamburg kenne ich. Es ist sehr schön, meine Liebe. Ja, ja — Hamburg!“

Der Kirchspielsvogt war eingetreten. Er lächelte. Er hielt seiner Mutter die Hand und strich seiner Frau übers Haar. Seine Augen waren über die Köpfe der Frauen hinweg in eine unsichtbare Ferne gerichtet. Da griff es Wulff ans Herz. Dies Haus mit seinem beglücklichen Luzzus war viel zu armelig für einen solchen Mann. Er war gewachsen, aber seine Umgebung war stehen geblieben. Wo fand sich ein Königreich für ihn?

Der Vogt nickte ihm zu, als erriete er seine Gedanken.

„Diese Bauern!“ rief er. „Man radert sich für sie ab, aber sie sehen es nicht ein. Kornis Kasten bleibt jetzt auf seinem Hofe. Wie habe ich ihm zureden müssen! Er wollte absolut in die Stadt ziehen oder vielmehr seine Frau wollte es. . . Solange ich da bin, wird nichts daraus. Das wäre mir 'ne schöne Landwirtschaft!“

„In die Stadt? mein Lieber?“ fragte die Großmutter.

„Ja, Mama, in die Stadt. Das ist der Zug der Zeit.“

„Ich denke, wir bleiben lieber hier wohnen“, meinte die alte Dame. Sie hatte alles nur halb begriffen.

Der Vogt zog einen Brief aus der Tasche, der mit einer ausländischen Marke besetzt war und eine fremde Handschrift zeigte.

„Hier habe ich etwas ganz Besonderes für Euch.“

„Ich kann es mir denken“, meinte Frau Fische. „Wir bekommen Besuch.“

„Besuch, meine Liebe?“ fragte Madame.

„Es ist mehr als ein Besuch. Erinnerst Du Dich an Emil Janssen, Fische? Er ging vor zwanzig Jahren über den Kanal.“

„Freilich, er trug einen braunen Anzug.“

Möglich. . . Also Janssen — ich glaube, er hat in Glasgow eine Fabrik — der hat ein Mündel. Die Großmutter des Mädchens ist eine Deutsche gewesen und muß wohl viel von ihrem Vaterlande gehalten haben. Nach dem Tode der Eltern ist Margaret Harrison also zu dieser Großmutter gekommen, und die hat ihr, als sie starb, ihr ganzes ziemlich großes Vermögen hinterlassen unter der Bedingung, daß sie bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre in Deutschland Aufenthalt nimmt. Danach tritt sie das Vermögen an und kann leben, wo sie will. Jedenfalls spekulierte die alte Dame darauf, daß das junge Mädchen in den vier Jahren sich hier eingewöhnt oder gar ihr Herz an einen Deutschen verliert und sich hier verheiratet. Sie wollte, ohne einen großen Zwang auszuüben, eine Deutsche aus ihr machen. Nun will Freund Janssen sie uns schicken. Er setzt das Vertrauen in uns, daß wir dem Kinde eine Heimat in unserem Hause geben.“

„Ich möchte es nicht,“ sagte Frau Hellmann. „Sie ist gewiß furchtbar fein und anspruchsvoll. Ich kann auch nicht englisch. Wir sind Sprachen immer sehr schwer gefallen. Madame Junges Schule war sonst die beste in Großheide und wir hatten eine echte Engländerin. Aber ich bin niemals für Lernen gewesen.“

„Was soll die Dame hier lernen?“ fragte Madame.

„Deutsch — was sie will. Hier, ihr könnt den Brief selber lesen.“

„Ich würde abraten,“ meinte Madame.

„Die kleine Miß ist in Lalls Alter,“ fuhr der Vogt unbeirrt fort. „Die jungen Mädchen können zusammen hausen. Das Zimmer wird natürlich fein instand gesetzt.“

„Aber Lall ist doch garnicht hier.“

„Sie kommt nach Hause. Einmal muß ich mein Mädel doch wieder haben. Sie wird auch wohl schon Bildung genug genossen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Verse von Leopold Schwarzschild.

Die italienische Milliarde.

Zeichnungen von R. Mhrle.



1.

Der Mensch, um den es dreht sich,
Verfällt in krampfhaftes Gebahren:
Sein Tun wird plump, er schwitzt und steht
Am Beistand und um Liebesgaben.



2.

Der Präsident auf seiner Flucht
Schießt schluchzend nach Italien rüber
Und giert um Hilfe und verlacht
Versehung nach der Art der Schieber.



3.

Es klappern ihm im Kofferlad
Die nicht verlangten Goldmillionen,
Verliebt bannt sich der üpp'ge Frack,
Bereit, die Treue auszulohnen.



4.

Ein ganzes Land in Zuersticht,
Harrt des Effekts der Schmiergebärde
Und jubelt schon und zweifelt nicht,
Dah alles künstlich auf der Erde —



5.

Ein ganzes Land samt Präsident
Jedoch sieht blaß und gramverlunken
Der teutschen Schiebung rasches End' —
Italien hat abgewunken.



6.

Und Theobald streicht sich den Bart —
Er hört, von wegen spä'ter Pläne,
Vergnügt (in seiner stillen Art)
Vom vielen Geld am Strand der Seine!



Aus dem „Tollu Kollu“.

Englands Verbrüderung mit dem Kongoneger.
Links ein belgischer Kongoneger, rechts ein belgischer Soldat,
In der Mitte ein englischer Matrose.



Hut. Gebrüder Händel, Berlin.

Dem deutschen Aviatiker Helmuth Giech wurde für tapfere
Erfundungsflüge in Feindesland das Eisene Kreuz
verliehen. Außerdem wurde er zum Leutnant befördert.



(Aus der „Jugend“, Weg. v. S. Hertling.)

Der Geist Edis

„Herrgott im Himmel, laß' uns nicht pleite geh'n. Du kriegst
25 Prozent vom Reingewinn!! Auf englisch-russisches Ehrenwort!“

* Die Schlacht bei Tannenberg. *

Der Name des genialen Heerführers, des Generalobersten von Hindenburg, ist jetzt in aller Munde. Er hat Ostpreußen von den russischen Eindringlingen gesäubert und ihnen vernichtende Niederlagen beigebracht. Den ersten großen Sieg in Ostpreußen errang er in den letzten Augusttagen gegen eine russische Armee in Stärke von 5 Armeekorps und Kavalleriedivisionen in der Gegend von Ortelburg, Gilsenburg und Tannenberg. Von dieser historisch-denkwürdigen Schlacht haben wir uns die drei abgebildeten Aufnahmen verschafft, die, obwohl sie einen kleinen Ausschnitt bedeuten, doch ein gutes Bild von der Größe der russischen Niederlage geben. Dieser Sieg war von entscheidender Bedeutung, denn es stellte sich bekanntlich bald heraus, daß die Zahl der Gefangenen gegen 90 000 be-



Das Hochplateau von Tannenberg, wo der Kampf am heftigsten gewütet hat.

lange gefodert und hat nun auch mit seinem Heer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee am 9. September geschlagen und befindet sich nun im Rücken des Feindes, der sich in vollem Rückzug nach Rußland hineinwagt. Damit ist die „Dampfwalze“ der Millionenheere Rußlands schon an den Grenzen des deutschen Reiches zum Stehen gebracht worden und was sie an Unheil über unser Vaterland bringen sollte, laßt sie nun im eignen Lande ab. Ob der Zar die Wahrheit erfahren hat, wissen wir nicht, denn aus allen aufgefundenen Papieren geht hervor, daß die Lügenfabrik der Triple-Entente auch eine bedeutende Filiale in Petersburg unterhält. Die neutralen Staaten dürften aber aufgeklärt sein und wissen mit uns, daß der gesamte rus-



Ein von den Russen verlassener Schützengraben.



Ein Teil der von den Geschlagenen zurückgelassenen Belüftungsfüße.

trag, unter denen sich viele russische Generale und hohe Offiziere befanden. Die Russen hatten die Absicht gehabt, über Hohenstein, das zwei Tage in ihren Händen war, nach Osterode und Deutsch-Eylau vorzustoßen. Bei Hohenstein nahm eine deutsche Landwehr-Division den Stoß der Russen auf, im Norden und Süden unterstützt von einem aus Allenstein vordringenden Armeekorps. Es gelang, die Russen von drei Seiten zu umfassen und nach dem Osten und Südosten in die masurenischen Seen und Sümpfe hineinzudrängen. Neben den Gefangenen geriet das gesamte Artilleriematerial der dort kämpfenden russischen Armee in unsere Hände. Selten ist es in der Geschichte vorgekommen, daß eine Armee so vollständig und so nachdrücklich geschlagen worden ist. Generaloberst von Hindenburg hat aber nicht



Englische Gefangene beim Errichten eines Zaunes.

sische Plan, auf den die Franzosen und Engländer so große Hoffnungen gesetzt haben, endgültig gescheitert ist. Wie aus den neuesten Nachrichten hervorgeht, scheint man den Zaren wider seinen Willen zum Kriege gedrängt zu haben. Dreimal soll er den Mobilisationsbefehl vernichtet haben und erst als man ihm einredete, seine Dynastie schwebte in Gefahr, habe er dem vierten Mobilisationsdekret seine Unterschrift gegeben. Dadurch wird natürlich keine Schuld von ihm genommen, denn er mußte genau wissen, was er tat und hätte trotz seines Amtes eben auch zum vierten Mal den Kriegsbegehren entgegenzusetzen müssen. Das hat er aber nicht getan, sondern hat vielmehr schon vorher zugelassen, daß heimlich, ohne offizielle Ordre, mobilisiert wurde und zwar zu einer Zeit, wo Rußland mit Deutschland noch in Verhandlungen stand.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(A. Fortsetzung.)

„Na, viel mehr als Du weißt ich auch nicht. Also hören Sie, Herr Doktor: Unter dem Familienschmuck befindet sich auch ein sehr wertvolles Verlenhalsband. Meine Tochter hatte die Absicht, das Kollier bei dem Sonntagabend stattfindenden Rennball zu tragen.“

„Einen Augenblick!“ unterbrach der Kommissär, zog ein Papier hervor und machte sich eine Notiz. „So, bitte fortzufahren.“

„Sie schickte einen alten Diener unseres Hauses in die Stadt,“ fuhr der Hausherr fort, „da der Schmuck, der einen großen Wert repräsentiert, nicht mitgenommen, sondern in der Städtebank deponiert wurde.“

„Fuhr der Mann allein in die Stadt?“
„Ich meine,“ fügte der Beamte auf den fragenden Blick des Barons hinzu, „ob Sie ihm aus Vorsicht nicht jemand zur Begleitung mitgaben?“

„Er fuhr allein.“

„Er ist ein vollständig verlässlicher Diener natürlich, nicht wahr?“

„Na, ob! Auf den kann ich mich wie auf mich selbst verlassen. Eine treuere Seele kann man sich nicht denken.“

„Alt? Lang im Hause?“

„So alt wie ich; war mein Vursch bei den Kürassieren und steht seit vierzig Jahren in meinen Diensten.“

„So, so. Also, bitte, setzen Sie fort.“

Der Kammerdiener fuhr also in die Stadt und holte aus der Bank die Schmuckkassette ab. Johann brachte den Schmuck heute Nachmittag heraus. Und hier muß ich gleich etwas, wie mir scheint, Wichtiges erwähnen, das uns vielleicht auf die Spur der Täter bringen kann. Johann kam sehr aufgeregt aus der Stadt zurück und erzählte, daß zwei Männer ihm in verdächtiger Weise in Wien gefolgt wären, sich ihm im Coupé angeschlossen und Versuche unternommen hätten, sich an ihn heranzudrängen.“

Darüber werde ich dann schon mit Ihrem Diener sprechen. Ich bitte, jetzt nur die Sache selbst vorzubringen,“ meinte der Kommissär.

Meine Tochter nahm hier den Schmuck in Empfang und versperrte ihn sofort in jenem alten Schrank dort, der ein geheimes Fach enthält.“

Der Baron machte eine Pause. Offenbar erwartete er, daß der Kommissär nun den Schrank untersuchen werde.

Doktor Wurmser fragte aber nur: „Und was geschah dann? Ich meine, was tat die Baronin, nachdem sie den Schmuck in das geheime Fach gelegt hatte?“

„Wir gingen zum Abendessen,“ fuhr der Baron fort. „Nach dem Abendessen zog ich mich in mein Zimmer zurück und da stiegen in mir durch die nochmalige Erzählung Johanns Bedenken auf. Ich wollte den Schmuck zu mir nehmen. Ich kam herab, holte von meiner Tochter den Schlüssel der Kommode.“

„Wo befand sich die Frau Baronin?“ unterbrach der Polizeibeamte den Bericht des Barons.

„Einige Zimmer von hier entfernt. In der Bibliothek“ Sie las dort. Also, ich holte den Schlüssel von Mary, ging zur Kommode, sperrte sie auf, öffnete das geheime Fach und fand es — leer.“

„Wann war das? Ich meine, können Sie mir die Stunde genau angeben?“

„Gewiß, sehr genau. Es schlug gerade Mitternacht, als ich die Bibliothek verließ.“

„So... Der Schmuck ist Eigentum Ihrer Tochter, der Frau Baronin Landsegg?“ fragte Doktor Wurmser.

„Nein, nicht so ganz. Nur auf Lebenszeit, das heißt, so lange ich lebe. Er gehört dem Majorate. Ursprünglich trug ihn meine Frau, dann ging er, als sie starb, auf meine Tochter über. Sterbe ich, so erhält der neue Majoratsbesitzer den Schmuck.“

Vorläufig sind also Sie die Eigentümerin. Dann haben wohl Baronin die Lebenswürdigkeit, mir einige Fragen zu beantworten?“ wandte sich der Kommissär an Mary.

„Bitte sehr.“

„Also, zunächst: Wer wußte, daß Sie um das Kollier in die Stadt geschickt haben?“

„Außer meinem Vater niemand.“

„Schön. Und als der Schmuck kam, wer sah ihn?“

„Ich befand mich hier im Zimmer mit meinem Vater, dem Herrn Oberleutnant,“ die Baronin deutete dabei auf Walben, „und meinem Cousin Franz Rodenstein.“

„Und in Gegenwart dieser Herren haben Sie den Schmuck auch eingesperrt?“

„Ja.“

„Während des Abendessens befand sich Lori hier unten,“ öffnete die Fenster, um frische Luft einzulassen, und ordnete in meinem Schlafzimmer alles für die Nachtruhe. Unmittelbar nach dem Abendessen, also gegen halb zehn, kam ich in mein Schlafzimmer, das an diesen Raum anstößt, und fand Lori noch dort. Zwischen halb neun und halb zehn also kann der Diebstahl unmöglich erfolgt sein.“

„Warum unmöglich?“

„Weil doch Lori hier war.“

„Ich verstehe, Baronin, aber wissen Sie, ein Kriminalist muß mit allen Möglichkeiten rechnen.“

„Herr Doktor, wo denken Sie hin! Für die Lori leg' ich die Hand in's Feuer.“

„So beschränkt sich also die Zeit auf halb zehn bis zwölf Uhr?“

„Auch das stimmt nicht. Von halb zehn Uhr an bis wenige Minuten vor elf befand ich mich hier.“

„In welchem Zimmer?“

„In meinem Schlafzimmer.“

„Also nebenan?“

„Ja.“

„War die Verbindungstür offen?“

„Ja.“

„Und Sie haben nichts bemerkt, es ist Ihnen nichts aufgefallen?“

„Eigentlich nein, das heißt, zweimal hörte ich, es war so gegen halb elf, ein Geräusch. Aber nicht im Zimmer, sondern draußen im Park.“

„Welcher Art war dieses Geräusch?“ fragte der Beamte. „Was haben Sie bemerkt, Baronin? Es ist das Kleinste von Wichtigkeit, bitte.“

„Das erste Mal hörte ich Schritte draußen auf dem Kies. Als ich mich zum Fenster hinausbeugte, sah ich einen Mann um die Ecke verschwinden.“

„Ohne ihn zu erkennen?“

„Ohne ihn zu erkennen. Er hielt sich knapp an der Mauer und hatte es so eilig, daß ich ihn nicht genau sehen konnte. Die Gestalt schien jugendlich und schlank, das ist das einzige, was ich behaupten kann.“

„Nun, und die zweite Beobachtung, die Sie gemacht haben?“

„Ich war eben im Begriff, in die Bibliothek zu gehen,“ erzählte die Baronin, „und trat in dieses Zimmer, in dem wir uns jetzt befinden, als ich im Schatten der gegenüberliegenden Bäume zwei Gestalten sah.“

„Hm!“ machte der Kommissär. „Auch der alte Diener sprach von zwei Männern, nicht wahr, Herr Baron, die ihm in der Stadt gefolgt sind?“

„Ja, so erzählte er.“

„Und was geschah weiter, Baronin?“

„Ich trat zum Fenster, um mich zu überzeugen, wer sich zu so später Stunde noch im Park befand, rief sogar: Wer ist da?, erhielt aber keine Antwort. Ich sah nur, wie die beiden sich rasch in das Dunkel der Bäume zurückzogen.“

„Bitte, Baronin, fragte der Kommissär, wann verließen Sie dieses Zimmer?“

„Einige Minuten vor elf Uhr. Ich ging in die Bibliothek, in der Lori schon das Licht angezündet hatte und auf mich wartete.“

„Und blieben dort bis?“

„Bis zwölf Uhr, antwortete die Baronin zögernd, bis mein Vater herunterkam.“

„Ja, ich traf meine Tochter noch lesend am Tisch,“ sagte der Baron.

„Während dieser Zeit haben Sie die Bibliothek nicht verlassen?“ fragte der Beamte wieder.

„Nein,“ antwortete die Baronin langsam mit einem etwas unheimlichen Gefühl, nun von der Wahrheit abgehen zu müssen. „Einmal bin ich einige Minuten in den Park hinausgetreten, um die Lektüre zu unterbrechen, aber das zählt wohl nicht, ich war in der Bibliothek.“

„Wo liegt die Bibliothek?“

„Das dritte Zimmer von hier, im Parterre. Es ist ein großer, dreifensteriger Raum mit breiten Türen gegen den Park hin.“

„Stand die Tür, die zu diesen Zimmern führt, offen?“

„Als ich eintrat, wohl. Aber ich glaube, daß ich die Tür später schließen ließ.“

„Bitte, möchten Sie mich den Weg führen?“



Für das „Ill. Bl.“ gezeichnet von Hans Böhm.

Auf der Wacht!

„Hat von der Existenz des geheimen Faches sonst irgend jemand eine Ahnung hier im Hause?“

Ehe die Baronin diese Frage beantworten konnte, bemerkte der alte Herr:

„Du vergißt, daß die Milli auch im Zimmer war.“

„Richtig, die habe ich ganz vergessen. Ja, Herr Doktor, mein Kammermädchen, Milli, die mir die Schlüssel zur Kommode brachte, war ebenfalls im Zimmer.“

„Und sah sie, wie sie den Schmuck versperrten?“ fragte der Beamte.

„Bestimmt kann ich es nicht sagen. Ich glaube wohl, denn sie stand in der Tür.“

„Also um die Tatsache, daß der Schmuck in der Kommode versperrt ist, haben folgende Personen gewußt: Ihr Herr Vater, der Herr Oberleutnant, Ihr Cousin, der alte Diener und das Kammermädchen Milli?“

„Ja.“

„Können Sie sich genau erinnern, um wieviel Uhr Sie den Schmuck eingesperrt haben?“

„Gewiß, denn der Diener meldete, daß angerichtet sei. Wir soupierten regelmäßig um halb neun Uhr.“

„Also zwischen halb neun Uhr abends und zwölf Uhr nachts muß der Diebstahl verübt worden sein,“ bemerkte der Kommissär.

„Die Zeit möchte ich beschränken,“ Herr Doktor,“ entgegnete Mary.

„Wie, bitte?“

noch im Park befand, rief sogar: Wer ist da?, erhielt aber keine Antwort. Ich sah nur, wie die beiden sich rasch in das Dunkel der Bäume zurückzogen.“

„Bitte, Baronin, fragte der Kommissär, wann verließen Sie dieses Zimmer?“

„Einige Minuten vor elf Uhr. Ich ging in die Bibliothek, in der Lori schon das Licht angezündet hatte und auf mich wartete.“

„Und blieben dort bis?“

„Bis zwölf Uhr, antwortete die Baronin zögernd, bis mein Vater herunterkam.“

„Ja, ich traf meine Tochter noch lesend am Tisch,“ sagte der Baron.

„Während dieser Zeit haben Sie die Bibliothek nicht verlassen?“ fragte der Beamte wieder.

„Nein,“ antwortete die Baronin langsam mit einem etwas unheimlichen Gefühl, nun von der Wahrheit abgehen zu müssen. „Einmal bin ich einige Minuten in den Park hinausgetreten, um die Lektüre zu unterbrechen, aber das zählt wohl nicht, ich war in der Bibliothek.“

„Wo liegt die Bibliothek?“

„Das dritte Zimmer von hier, im Parterre. Es ist ein großer, dreifensteriger Raum mit breiten Türen gegen den Park hin.“

„Stand die Tür, die zu diesen Zimmern führt, offen?“

„Als ich eintrat, wohl. Aber ich glaube, daß ich die Tür später schließen ließ.“

„Bitte, möchten Sie mich den Weg führen?“

„Sehr gern.“

Der Oberleutnant klingelte.

Johann erschien, leuchtete voran und die kleine Gesellschaft, mit Mary und dem Kommissär an der Spitze ging zur Bibliothek.

Auf dem Wege orientierte sich der Kommissär über die Räumlichkeiten.

Als er in der Bibliothek angekommen war, fragte er: „Liehen Sie sich hinüberleuchten, als Sie in die Bibliothek gingen?“

„Nein.“

„So war es also dunkel?“

„Ja, insofern dunkel, als nur das Licht, das aus der Bibliothek kam, den Weg beleuchtete.“

„Nur das eine Licht? Verzeihen Sie, Baronin, aber in Ihrem Zimmer muß doch auch Licht gebrannt haben?“

„Nein, ich verloschte es, bevor ich das Zimmer verließ.“

„Entschuldigen Sie die Frage, Baronin, weshalb?“

„Ja, finden Sie so etwas Auffallendes daran?“ fragte die Baronin unruhig.

Sie konnte doch dem Kommissär nicht eingestehen, daß sie das Licht verloscht hatte, um den Glauben zu erwecken, sie habe sich bereits zur Ruhe begeben.

„Nein, auffällig gerade nicht,“ antwortete der Kommissär, „aber wenn man in einen unbeleuchteten Raum tritt, so verloscht man gewöhnlich nicht das Licht des beleuchteten.“

Herr Doktor, Sie sehen jetzt die Dinge, nachdem dieser Diebstahl vollführt worden ist, selbstverständlich von einem anderen Standpunkt, meinte die Baronin etwas verlegen. Den Weg in den gewohnten Räumen zurückzulegen, war für mich um so leichter, als ja, wie ich erwähnte, die Tür zur Bibliothek offen stand und mir die Lampe von dem Tische her entgegenleuchtete.

Der Kommissär sah sich in der Bibliothek um.

Es war ein großer, dreieckiger Raum, mit hoher, freistehender Decke. Rings an den Wänden standen die aus Eichenholz geschnitzten Bücherregale bis weit über die halbe Höhe.

Doktor Wurmser griff nach dem Bleistift und machte einige Aufzeichnungen. Ehe er zu schreiben begann, fragte er die Baronin:

„Nach dieser Darstellung müßte also der Diebstahl oder der Einbruch, — was es ist, müssen wir erst konstatieren, — in der Zeit zwischen elf bis zwölf Uhr nachts verübt worden sein?“

„Ja.“

„Und zweitens kann er nur von einer jener Personen verübt worden sein, die einerseits wußten, daß Sie den Schmuck aus der Stadt holen ließen, und zweitens wußten, wo Sie den Schmuck verwahrt hatten.“

„Das zu ermitteln ist ja Ihre Aufgabe, Herr Doktor,“ meinte die Baronin. „Ich kann darüber keine Meinung abgeben. Ich habe niemand in Verdacht.“

„Und Sie, Herr Baron?“

„Ich auch nicht.“

„Sagen Sie, Herr Baron,“ fragte der Kommissär, „befinden sich derzeit Gäste im Hause?“

Ueber das Antlitz des Oberleutnants huschte ein Lächeln. Der alte Herr aber zog die Brauen hoch.

„Ja,“ antwortete er trocken. „Mein Kesse und der Herr Oberleutnant.“

„In Begleitung?“

„Der Herr Oberleutnant hat seinen Burschen bei sich. Mein Kesse ist ohne Diener gekommen.“

„Ich danke,“ sagte Doktor Wurmser, da er sah, daß die Frage nach den Gästen den Hausherrn unangenehm berührt hatte.

„Nun möchte ich, wenn Sie gestatten, einmal die Kammode ansehen.“

Doktor Wurmser wurde in den kleinen Salon der Baronin zurückgeführt.

Zwei Lampen mußten angezündet und zum Schrant gestellt werden.

Der Kommissär untersuchte zunächst das Schloß. Er ließ sich den Schlüssel reichen und sperrte einigemal auf und zu. Die Feder schnappte tadellos ein. Dann untersuchte er den Spalt der Lade, ohne irgend etwas Verdächtiges zu finden. Schließlich prüfte er das geheime Fach selbst.

„Es wird so geöffnet!“ zeigte Mary, die keinen Blick von dem Kommissär abgewendet hatte.

Auch den Deckel des Faches ließ der Polizeibeamte einigemal spielen.

„Ein sonderbarer, höchst seltener Verschluss,“ meinte er.

Der Kommissär überlegte eine Weile, dann fragte er: „Kennt außer den Familienmitgliedern jemand den Mechanismus?“

„Ja,“ meinte sich der Oberleutnant ins Gespräch. Verzeihen Sie, Baronin, daß ich ungefragt diese Erklärung abgebe. Die Baronin zeigte uns, als sie den Schmuck einpackte, wie das Fach zu öffnen sei.

Sie sagten „uns“, Herr Oberleutnant. Wen verstehen Sie darunter?

„Baron Franz Rodenstein und mich.“

Somit war in dem Augenblick niemand im Zimmer? Dieselben Personen, die schon früher genannt wurden.

„Also,“ Doktor Wurmser sah nach seinen Notizen, „der Herr Baron, die beiden Herren und das Kammermädchen Milli?“

„So ist es!“ antwortete die Baronin.

„Noch eine Frage, Baronin: Während Sie in der Bibliothek saßen, haben Sie gar nichts gehört?“

„Nein.“

„Hm!“ macht der Kommissär wieder.

Mary war wieder nervös geworden. Sie konnte doch unmöglich zugeben, daß sie gar nicht in der Bibliothek gewesen, sondern sich unten bei der Linde befunden habe.

Der Oberleutnant, der die peinliche Situation der Baronin ersah, fügte hinzu:

Herr Doktor, wie wir gehört haben, wurde die Tür, die Verbindungstür, geschlossen. Sehen Sie sich einmal diese Tür an. Groß, dick, eichen. Bedenken Sie ferner, daß hier Teppiche liegen. Ich muß sagen, ich finde nichts Besonderes daran, wenn die Baronin nichts gehört hat.

„Ja, ja, gewiß,“ bekräftigte Doktor Wurmser. „Ich frage ja nur, weil es meine Pflicht ist, mich genau zu informieren.“

Herr Doktor,“ fragte nun der Hausherr, „welche Meinung haben Sie, nachdem Sie die Kammode untersucht haben? Wie wurde der Schmuck entwendet?“

„Das Merkwürdige an dem Fall ist, daß nichts Merkwürdiges vorliegt,“ antwortete der Kommissär. „Existiert ein zweiter Schlüssel zu diesem Kasten?“

„Meines Wissens nicht. Oder hast Du einen machen lassen?“ fragte der Hausherr Mary.

„Ja, vor Jahren. Aber der muß irgendwo in der Schlüssellafette liegen.“

„Ich könnte mir die Entwendung nur dann erklären, wenn ein zweiter Schlüssel vorläge. Die Kammode wurde nicht gewaltsam erbrochen. An dem Schloß befinden sich keine Spuren irgendwelcher Manipulationen. Sie selbst, Herr Baron, fanden, als Sie den Schlüssel von Ihrer Tochter verlangten, das Schloß versperret, nicht wahr?“

Der alte Herr nickte.

„Und Sie hatten gar keine Schwierigkeit, es zu öffnen?“ fragte Doktor Wurmser weiter. „Hatten Sie nicht das Gefühl, daß vielleicht bei dem Schloße irgend etwas nicht in Ordnung war?“

„Keine Spur, alles ging ganz glatt!“

„Na, dann scheint also nur im juristischen Sinne ein Einbruch vorzuliegen. Nach gewöhnlicher Auffassung einfach ein Diebstahl. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gelegenheitsdiebstahl.“

„Das heißt?“ fragte der Baron.

„Irgend jemand, der zufällig in die Gelegenheit kam, den Diebstahl zu vollführen, konnte der Versuchung nicht widerstehen und nahm den Schmuck.“

„In diesem Augenblick beugte sich eine Männergestalt zum Fenster herein und rief:

„Was ist denn los? Ihr seid alle noch auf? Und die Türen sind versperret?“

„Freilich sind wir noch auf! Komm nur herein, Du wirst schon hören, warum wir so feierlich versammelt sind. Und wundern wirst Du Dich auch. Johann, öffne dem Herrn Baron.“

VI.

Baron Franz Rodenstein und der Kommissär wurden einander vorgestellt.

Der Baron schien etwas betroffen, einen Polizeibeamten im Schloße zu finden. Er blickte fragend auf den alten Freiherrn, dann wieder auf Wurmser und fragte:

Herr Polizeikommissär, was führt Sie hierher?“

Ehe der Beamte antworten konnte, rief der alte Rodenstein in aufgeregtem Tone:

„Was den Herrn Doktor herführt? Denk' Dir nur, das Perlenhalsband ist vor einer Stunde gestohlen worden!“

„Nicht möglich! Wann? Wie? Von wem?“ fragte Franz hastig. Haben Sie den Täter schon entdeckt, Herr Kommissär?“

„Wenn wir das alles wüßten,“ meinte der alte Freiherr trocken, „so säßen wir nicht mehr hier unten, sondern lägen bereits friedlich in unseren Betten.“

„Da hat der Herr Baron allerdings recht,“ meinte Doktor Wurmser lächelnd. „Leider haben wir bis jetzt noch nicht viel Einblick in die Angelegenheit gewonnen.“

„Wart' Du unten beim Teich, in der Nähe vom Gartenhaus?“ fragte der Oberleutnant den jungen Freiherrn. Franz blickte betroffen auf und fragte:

„Ja — wohl möglich — wie kommt Du darauf?“

„Ich hab' mir eingebildet, Dich unten gesehen zu haben.“

„Wo denn?“

„Jenseits des Teiches, in der großen Allee.“

„Das ist schon möglich. Ich ging spazieren, kreuz und quer; ich werde wohl auch da hinuntergekommen sein,“ erzählte Franz.

„Man sieht Dir an, daß Du kreuz und quer herumgegangen bist im Finstern. Dein Ärmel ist ja ganz schmutzig, voll Spinnweben.“

Der Baron biß sich auf die Lippen, sah auf seinen rechten Ärmel und wuschte sich mit einer hastigen Bewegung rein.

„Ich werde in der Dunkelheit irgendwo angestreift sein,“ meinte er.

Johann brachte dienstbeflissen eine Bürste, um den Baron zu reinigen.

Während Johann gewissenhaft den Ärmel des jungen Freiherrn abbürstete, schien sich dieser nur widerwillig dazu herbeizulassen.

„Mein Gott, puß' doch nicht so lang, Johann,“ sagte er zu dem Alten, „der Ärmel muß doch schon rein sein!“

„Ja, aber bitte, hier am Rücken ist auch noch ein grauer Fleck. Wo der Herr Baron sich nur so schmutzig gemacht haben?“

„Wie soll ich denn das wissen?“ antwortete Franz barsch und wandte dem Diener unwillig den Rücken.

Mittlerweile hatte der alte Baron eifrig mit Doktor Wurmser gesprochen.

Jetzt fragte der Kommissär:

„Also, Herr Baron, nicht wahr, bloß diese beiden Herren sind gegenwärtig Ihre Gäste im Schloß?“

„Ja, die beiden. Mein Kesse und der Sohn meines alten Freundes und Regimentskameraden.“

Doktor Wurmser wandte sich an Baron Walden:

Herr Oberleutnant werden doch nichts dagegen haben, einstweilen bei mir zu bleiben und mich dann auf Ihr Zimmer zu begleiten?“

„Bitte sehr, ich verstehe zwar nicht, aber ich ziehe Ihnen selbstverständlich ganz zur Verfügung.“

Baron Franz Rodenstein, der wieder an die Gruppe herangetreten war, sagte:

„Wenn Sie — es durchaus nicht unterlassen können, die Gäste — des Barons durch polizeiliche Maßnahmen zu belästigen —“

„Baron, mein Herr, ich bin kaiserlicher Beamter und tue meine Pflicht!“

„Ja, ja, bitte — aber ich finde, daß auch ein kaiserlicher Beamter vor der Tür eines Gentleman haltmachen sollte!“

Eine Unmutsfalte legte sich um die Stirn des alten Herrn.

„Aber, so geh', Franz! Es ist in unser aller Interesse gelegen, daß man den Dieb erwischt. Ich habe dem Herrn Kommissär die weitestgehenden Konzessionen gemacht. Ich denke, daß wir ihm alle entgegenkommen müssen.“

„Wirst vielleicht auch Du Dein Zimmer dem Herrn öffnen?“ fragte Franz. „Und Mary wohl auch?“

Die Baronin war durch diese Worte aus ihrem Sinnen aufgeschreckt worden.

Der alte Herr antwortete:

Selbstverständlich, wenn der Herr Doktor wünscht.“

Auch Mary sagte in liebenswürdigem Tone:

„Wenn es der Herr Doktor durchaus wünscht, in mein Schlafzimmer einzudringen — außer diesen zwei Zimmern bewohne ich ja kein Zimmer — so steht es ihm selbstverständlich frei. Die Tür, lieber Herr Doktor, Sie sehen ja, steht offen. Bitte, Sie können gleich bei mir beginnen.“

Vorerst möchte ich mich, soweit es die Dunkelheit gestattet — ich muß die genaue Untersuchung auf morgen verschieben — hier noch etwas genauer umsehen.“

Der Kommissär überflog prüfend das kleine Salon, der der Baronin als Wohn- und Empfangszimmer diente.

Dann ging er zur Kammode zurück, maß sie ab, zog eine Lupe hervor und prüfte genau die Umgebung des Schloßes. Er zählte die Schritte ab, die zum Fenster führten, betrachtete den Fußboden genau, schließlich das Fensterbrett und wandte sich dann an die Baronin:

„Sagen Sie, bitte, Baronin, zu meiner Orientierung: Die Fenster gegen den Park zu stehen offen, sowohl hier als auch in den anderen Zimmern?“

„Ja, sie waren ursprünglich geschlossen,“ antwortete Mary, „wurden aber auf Wunsch meines Vaters, während wir beim Abendessen saßen, geöffnet.“

„Dieses Zimmer hat nur diese beiden Türen?“

„Ja.“

„Nebenan ist Ihr Schlafzimmer, nicht wahr, in dem Sie bis elf Uhr verweilen?“

„Ja.“

„Die Verbindungstür stand offen?“

„Ja.“

„Hat Ihr Schlafzimmer einen zweiten Ausgang?“

„Nein.“

„Wenn also der Diebstahl zwischen elf und zwölf Uhr vollführt worden ist, so hätten Sie den Dieb hören müssen; denn Sie waren ja in der Bibliothek, und die Türen standen offen.“

(Fortsetzung folgt.)

Louis Krause,
Leipzig · Gohlis 24.
Spezialfabrik moderner Selbstfahrer
und Kranken · Fahrräder aller Art.
Erstklassige
Ausführung
Nähr. Preis.
Katalog an Interessenten gratis u. fr.



Tiefdruckpapiere - Kartons

liefert billigt

Jaeger'sche Papierhandlung

C. Götsch & Cie., Frankfurt a. M., Dompfah.

Eine Stimme über die Engländer aus dem Jahre 1691.

Wie schon vor 223 Jahren die Türken über die Engländer dachten und wie heute die halbe Welt über sie denkt, zeigt u. a. folgende Ansprache des Großwesirs Soliman des III. an den eben eingetroffenen englischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Robert Kinslin, am 16. März 1691. Nach der höflichen Begrüßungsrede des Engländers, der bessere Handelsbeziehungen anknüpfen sollte, erwiderte der allmächtige Großwesir, der Europas übermüdete Höflichkeit nicht kannte, wie folgt: „Wenn auch alle anderen Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch auf euch Engländer nicht verlassen! Ihr laßt und verkauft in das ganze Menschengeschlecht!“



Skatabend im Feindesland.

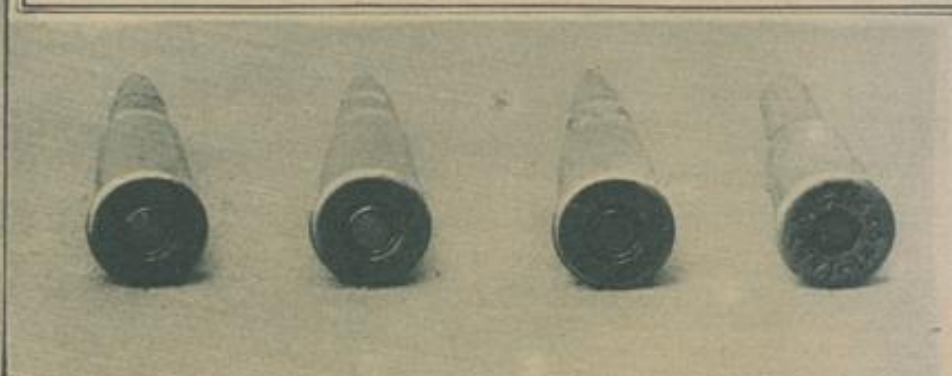
schlecht! Ihr würdet selbst euren Gott verkaufen und laufen, wenn ihr daran berdiene! Ihr sagt wohl, ihr betet zu Gott und seinem Sohn, aber euer Gebet ist Lüge und Gottschändung! Es ist immer eure Hauptfache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln und hernach vermöge eurer Treulosigkeit davon Nutzen zu ziehen! Wir verlangen auch nicht nach eurem Handel! Wir brauchen ihn nicht und wollen ihn nicht, denn auch unsere Kaufleute würden allzusehr von euch betrogen werden! Ihr habt ja keine Religion als den Gewinn!“

Der also angebaute Engländer wußte hierauf keine „passende“ Antwort und reiste schon vier Tage später, am 20. März 1691, unverrichteter Zade wieder nach Hause.



Die grausame Kriegführung unserer Feinde.

Tatsachen beweisen und sind selbst durch die dicksten Lügen nicht aus der Welt zu schaffen. Unsere Heeresleitung hat ein paar der in eroberten feindlichen Stellungen gefundenen Dum-Dum-Geschosse aufnehmen lassen und zum Beweise, daß diese gefährlichen, die Wundstelle zerfetzenden Geschosse fabrikmäßig hergestellt wurden, auch ein Päckchen solcher Mordflugeln abbilden lassen. Das Schlimmste ist, daß diese Geschosse, die allen völkerrechtlichen Bestimmungen Hohn sprechen, nicht etwa vereinzelt, sondern zu Tausenden gefunden wurden. Unsere Gegenmaßnahmen dürften, wenn nicht eine Änderung in der Kriegführung unserer Gegner eintritt, nicht lange auf sich warten lassen.



Die Dum-Dum-Geschosse, die bei den Franzosen gefunden wurden.



Deutsche Husaren in den Straßen von Brüssel.



Französische Infanterie in der Offensive. Aufnahme eines belgischen Photographen.



Phot. J. J. J. a. M.

Transport Verwundeter auf dem Frankfurter Südbahnhof.



Leipziger Welle-Bild.

Einzelgrab eines heldenmütigen Soldaten auf den Festungswällen von Namur.



Französische Infanterie, eine umzingelnde Bewegung ausführend, um einer deutschen Truppe in den Rücken zu kommen, wobei sie sicherlich von den Deutschen überrascht worden sind. Aufnahme eines belgischen Photographen.



Schach.

gearbeitet von J. Kiefes

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Aufschriften wolle man an die
Schreibkassette des „Illustrierten Blattes“ richten.

ശാഹിതരീയം.

Das Petersburger Turnerbuch, herausgegeben von Dr. Larnach, ist von kurzem erschienen. Es bildet eine mit geordneten, lebendigen Anmerkungen versehenen Sammlung der Partien dieses hochinteressanten Gymnastikturniers. In einem Anhang: „Die Bedeutung des Turners für die Großmannslehre“, hebt Larnach dann noch die theoretische Bilanz des Turners. Das für jeden Schachfreund werthvolle, sehr empfehlenswerthe Werk ist im Selbstverlage des Verfassers (München, Färberstr. 62) erschienen. Sein Preis beträgt 7. 4.

Wir entschlossen dem Werk die nachstehende Partie als ein
ständiges Beiwerk von Zarathustras Glosirungsfunktion.

Russische Eröffnung.

(Geschrieben in St. Petersburg am 22. Mai 1914.)

Dr. Foster.	Warball.
22 c 6	22 c 6
1. e 2-e 4	e 7-e 5
2. Sg 1-f 3	Sg 8-f 6
3. Sf 3-e 5	d 7-d 6
4. Se 5-f 3	Sf 6-e 4
5. Dd 1-e 2	

Koeler mußte in dieser letzten Partie des Turniers eine ganz sichere Spielweise wahren. In der vorstehenden in die einfaches, sparsame Spielweise gegen die russische Partie, welche aber auch vielleicht die einzige, mit der Weiß einen kleinen Vorteil herausbringen kann.

5.	$d_2 - d_3$	Dd 8-e 7
6.	$d_2 - d_3$	Se 4 f 6
7.	$d_2 - d_3$	

Mit einer kleinen Trochena, die Schwarz nicht in gleicher Weise vergallen kann, denn bei Lg 4, Lf 6; Lf 3; De 7 - Le 7 wurde er eine Figur einbuchen. Die symmetrischen Stellenungen sind für den, der weiß kommt, ganz leicht; er kann leicht malen.

Indes Luster sieht nicht so glänzend wie der weisse Tannenluster, und aus diesem Unterschiede der Stellung ergeben sich noch andere kleine Vortheile für den Ansehenden.

Sb1-c4 Sb8-d7
Hier steht der Zirkon eben-
falls nicht so gut wie der Wolke;
aber er aber nach c6, so mühte
nach d3-d4, d6-d5 Lf6: der
Zirkon niederschlagen, da läuft
der Taubenzirkon verloren (dare
9. 9-9-9 b7-b6)

Die schwarzen Stützen stehen sich gegenüber im Bogen, besonders der Stützgeländer ist höher zu entwickeln, während sich den Innungen durch Od2 oder De3 Fleck machen kann. Inner macht

10. Lg 5—h 4 g 7—g 5
11. Lh 4—g 3 Sf 6—h 5

Zucht gegen 2500 mit h 1-h 4 an.

Poser hat alles trefflich be-
rechnet. Für den Angriff ist noch
der Lärm verflagbar, der auf 63
vernehmend eintreffenden droht,
und gegen den abstrahierenden
Springer geht der „Pauer vor.“
Wegen des drohenden Schicksals
auf 7 kann keine Figur dem König
in seiner Bedrängnis zu Hilfe
kommen.

29. Td1-d3 Sd7-b5
Die beste Verteidigung besteht
in Sc4, was das Eingreifen des
Zurms verzögert hätte, da er auf
b3 durch Dg5 - Kb1 Sd2 -
erobert worden wäre. Weiß hätte
dann den Zugum auf folgende
Weise fortgesetzt: Te1 (um diesen
Zug nach Th3 Dg5 - d4 (mit
Schach) Td6 Sd6 Dd6;
Th3 - Sh6 a2 - a4 Le8 Te8
Dd7 Db5 Db5 Lc5, und
Weiß gewinnt nach zwei Jahren.

Figuren für einen Tatum, so daß
ihm ein Hebergewicht von einem
Bauern bleibt, z. B. Kb 7 = 4—4 5
Ld 7 118: u. f. m.

21.	Kc1-b1	Lf8--d6
22.	Td3-b3	Th8--e8
23.	a2-a4	Le6-f5

Im noch Te2 in verfahren:
aber auch dieser Plan wird ge-
führt.

24. Sb 5—a7
Trotzt man auf c6 und zwingt somit den Vaufer zurück.

24.	.	.	.	Li5-d7
25.	a4-a5			Dg5-d2
26.	a5-b6			Te8-e1+
27.	Kb1-a2			c7-c6

28. Da 6—a7 + Schwarz gibt
auf; denn auf Kc8 folgt Da8 +
Lb8 Da5 matt.

Garten: Rebno.



Definit-Aufgabe.

bera, bea, bua, baut, bang, en, ga, in, ich, or, ot,
idipani, ien, lau, nat, ta, teich, tin.

Aus vorstehenden 18 Silben bildet man 9 dreisilbige Wörter, indem man die fehlende Mittelsilbe, die allen Wörtern gemeinsam ist, hinzufügt. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten Wörter nennen eine Cues von Verdi.

Magnische Erde.

a a a b b b Die Buchstaben der Gase sind so zu ordnen
e e e z z z daß in den waagerechten und senkrechten Reihen
r r r l l l l r ausreichendende Wörter entstehen. Die letzte Reihe
t t t o o o enthält nur einen Total. Die Wörter bedeuten
i i i u u u aber in anderer Reihenfolge: ein alteses Nash, einen
u u u Tst in Sachien, eine Stadt in Schlesen, einen Peristitor
u u u Nash und ein Kanbiter.

Ordnungsaufgabe.

Kubertsen, Peitzsche, Schenke, Tiede, Terwich, Tante-Schuld,
Töchte, Entrost, Gerichte, Hartmann, Zimmermann, Versteuf,
Medicus, Rembold, Rantenbaler, Soturn, Senfemmann, Sidel,
Stohoorst, Veichter, Wohnungsuot, Tiefenbach.

Vorstehende Worter ordnet man dergestalt, daß die Anfangs-
silben (schon ohne genaue Zurechnung der Silbenteilung) ein
Stück von Schiller nennen.

Auflösungen.

Höflichkeit.

Die Ferne grüßt den ersten Strahl.
Tah er die Pein! Ihr junge,
Wenn träge Nacht noch überall
Durchscheint die tiefen Gründe.
Und du willst Menschenkind, der Zeit
Verzagen unterliegen?
Was ist denn dieses Grundleid?
Du mußt es überfliegen!

Libro.

Wer nicht mehrt, mindert.

Haus und Küche.

Essigsurten. 10 Pfund feste, gerade gewachsene, auf fingerlange frische Gurken werden sorgfältig gewaschen, gebürstet und in Wasser gelegt. Nach 24 Stunden trocknet man sie mit einem Tuche ab, entfernt alle schlechte Stellen und schneidet die Gurken in Zehntheile mit dazwischen gestreuten Senf. Als Senf verwendet man auf etwa 10 Pfund Gurken 500 Gramm Verkücheln. 100 Gramm feinwürfelig geschnittenen Meerrettich, 15 Gramm Pfefferkörner, etwas Kaffeebitter, Lorbeerblätter, Thill und Edragonblätter. 1 bis 2 Eiter Eßig und 2 Eiter guten Einmachessig kocht man auf, nimmt vom Feuer, gibt je nach Geschmack Salz und einige Stückchen Zucker zu, läßt die Flüssigkeit erkalten und gießt sie über die Gurken. Die Gurken müssen mit dem Essig bedeckt sein. Auf die Gurken legt man ein Tüchchen mit gelben Zeisförmern. Ein weiteres nochmaliges Aufkochen des Essigs kann man sparen, wenn man die sogenannte Einmachessig hinzusetzt. Gut zubereiteten halten sich die Gurken unbegrenzt, sie sind sehr würzig und ausgezeichnet im Geschmack.

Tomaten. Tomaten sind im September oft billig zu haben. Wenn sie noch nicht recht rot sind, legt man sie in die Sonne an das Fenster. Man kann sie sehr gut zu Suppen im Winter aufbewahren. Sie werden sauber abgeputzt, in einen Steintopf gelegt und mit scharfem, kaltem Salzwasser begossen. Man bedeckt sie mit einem Brettchen oder Zäpfchen und legt auch, wie bei Bohnen, ein Tuch darüber. Den Topf bindet man zu.

Prachtighe Winte.

Verwertung des Kohlenstaubes. Von jedem größeren Vorrat Kohlen im Keller oder Stall bleibt auch eine größere Menge Staub zurück, der nur selten als solcher flott und nupbringend verbrannt werden kann. Reim wird er deshalb als völlig wertlos auf den Schutt- und Abfallhaufen oder in die Aschengrube geworfen. Er lässt sich aber ganz vorzüglich noch als vollwertiges Feuertmaterial verwenden, wenn man ihn in einem alten Foh oder in einer Zinkwanne mit Wasser zu dickem Brei rührt, einige Tage weichen lässt, dann mit durch Lederhandschuhe bekleideten Händen zu runden Ballen formt und diese in Zugluft oder in der Sonne zum trocknen legt. Völlig getrocknet, brennen sie wie Stückholz. Verwendet man eingeweichtes, wieder ausgedrücktes Zeitungspapier mit dazu, dann halten sie noch besser zusammen und brauchen nicht so lange zum Trocknen. F. G.

Um Lampendocht länger zu erhalten, nähe man mit einer starken Stopfnadel 8—10 dicke lange Baumwollfäden an den unteren Rand desselben, sie fangen das Oel ebenso gut wie der Docht und mit ihrer Hilfe ist er bis fast zum letzten Rest zu verbrauchen.

Die Mode.



Nr. 2732.

Nr. 2732.



Nr. 2733.

Es gibt wohl kaum einen Menschen in unserem weiten Vaterlande, der jetzt nicht in irgend einer Weise sein Opfer bringt, sei es, daß er auf vieles verzichtet muß, sei es, daß er Geld oder Arbeitskraft zur Verfügung stellt. Viele Hände haben sich für die Pflege der Verwundeten freigemacht, allerdings sind auch viele Hände erforderlich für die große Zahl der Verwundeten. Allen jenen jedoch, die nicht selbst an dieser Pflege teilnehmen können, ist Gelegenheit gegeben, durch Liebesgaben beizutragen. Man kann diese Gaben selbst herstellen; wenn Finanzen es erlauben, sollte es besser von den Arbeitslosen gegen Entgelt arbeiten lassen. Zu diesen Liebesgaben gehören zunächst Wäsche für die Verwundeten.

Neben diesen bringen wir auch die Kleidungsstücke der Pflegerinnen zur Abbildung. Eine richtige Kleidung ist hier unbedingt notwendig, um sich und den Kranken vor Schaden zu bewahren. Man verwendet deshalb vor allen Dingen Wäsche. Für die geprüften Krankenpflegerinnen sind diese Kleider Vorschrift, während die Pflegerinnen, die zu Hilfsleistungen herangezogen werden, sich mit einer entsprechenden Schürze begnügen können. Das Kleid selbst dann in einem schlichten dunklen Rod mit ebenfalls einfacher, heller Bluse. Die einfache Keilur deckt im Dienst das weiße Häubchen; schwarze Stiefel oder Halbschuhe und ebensolche Strümpfe. Daß alles Auffällige vermieden werden muß, ist selbstverständlich.

Nr. 2732. Mantel mit Peterine zur Schweizertracht. Als Material wählt man für warme Tage vornehmlich Alpaka, im übrigen guten Kammgarn. Der Mantel ist in leicht geschwelter Zickform gearbeitet und mit langen Ärmeln versehen. Zwei Gruppen von je drei Knöpfen vermitteln den Schluß, den die Peterine oben läßt; diese ist ringsum schmal gesäumt. Umgelegt tragen aus Überstoff oder Samt. Erforderliches Material: etwa 6 Meter Stoff, 120 Zentimeter breit.

Nr. 2733 u. 2734. Zwei Schürzen für Krankenpflegerinnen. Zur Operationen wird die große Ärmelschürze, die das Kleid vollständig deckt, verwendet. Die Schürzenteile treten leicht eingereicht an die Taille, der sie untergeheftet sind. Knöpfe vermitteln den rückwärtigen Schluß. Kleiner vier-eckiger Ausschnitt; man kann auch den Halsausschnitt in ein schmales Bündchen fassen. Der abgethepte Gürtel schließt vorn; hier auch aufgethepte Tasche. Erforderliches Material: etwa 5 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit. — Die zweite Schürze ist besonders für Rekonvaleszenten bestimmt und kann auch zu Operationen gebraucht werden; die Träger sind angethept und werden vorn mit einem Band geschlossen. Rechts vorn ist eine Tasche aufgethept, links stept man innen eine Tasche auf und die Schürze kann auch links getragen werden. Erforderliches Material: etwa 3 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit.

Nr. 2735. Operationschürze für Ärzte. Die Schürze besteht aus Köperstoff. Die Schürzenteile sind leicht eingereicht einer glatten Taille untergeheftet. Vorn links aufgethepte Tasche. Die Ärmel sind halblang und unten offen. Schmalen Gürtel und kurzes Halsbündchen. Erforderliches Material: etwa 4 Meter Stoff, 84 Zentimeter breit.

Gegenstände als Liebesgaben.



Nr. 2735.

Nr. 2736. Krankenhemd mit Rückenschluß und offenen Ärmeln. Für Verwundete unentbehrlich sind die Krankenhemden, deren Schluß im Rücken mittels Knöpfen erfolgt. Das Hemd ist selbstverständlich durchgehend offen. Die vordere Kante wird zur Kierde aufgethept. Der Ärmel ist, wie ersichtlich, oben aufgeschlüsselt und wird ebenfalls durch Band geschlossen; auf der Schulter kann man Knöpfe benutzen. Der offene Ärmel ist besonders für Kranke mit Armwunden praktisch. Erforderliches Material: etwa 3,50 Meter Stoff, 84 Zentimeter breit.

Nr. 2736.



Nr. 2734.

Nr. 2735.

Nr. 2734. Häubchen aus Batist. Der vordere Teil besteht aus doppeltem Stoff, der rückwärtige Teil ist einfach und schmal gesäumt.

Nr. 2735. Haube aus schwarzer, leichter Seide zur Schweizertracht.

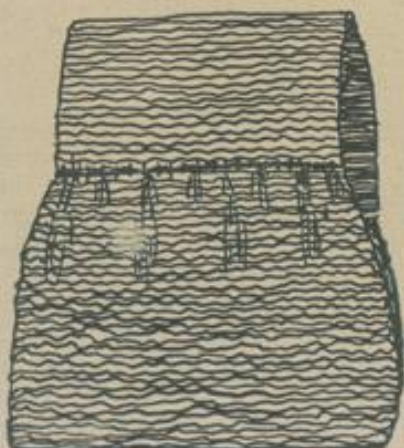


Nr. 2736.



Nr. 2737.

Nr. 2738. Leibbinde in Stridarbeit. Unter den Liebesgaben für unsere tapferen Krieger werden neben Zoden Leibbinden sehr verlangt, um die Soldaten, die oft stundenlang auf der nassen Erde liegen müssen, nach Möglichkeit vor Erfältung zu schützen. Man macht einen Anschlag von 60 Maschen auf zwei dicken Nadeln und strickt etwa 60 Reihen rechts. Für den vorderen, bedeutend breiteren Teil muß man 30 Maschen aufnehmen. Dies geschieht, indem man jede zweite Masche zweimal abstrickt. An Länge erfordert dieser Teil etwa 150 Reihen, wobei man bei der letzten Reihe wieder 30 Maschen durch Zusammenstricken von zwei Maschen abnimmt. Nachdem man wieder 68 Reihen mit den 60 Maschen abgestrickt hat, läßt man mit der letzten Reihe zugleich die Anschlagmaschen und strickt ab. Erforderliches Material: etwa 120 Gramm leichte Wolle.



Nr. 2738.

Nr. 2740. Krankenhemd in Stridarbeit. Was Kranke, die aufrecht sitzen können und für Rekonvaleszenten unentbehrlich sind die losen Krankenhemden aus leichter Wolle, die den Körper vor Erfältung schützen. Man strickt sie auch vorn schließend und mit langen Ärmeln, doch ist dies für Kranke, deren Arme in Mitleidenschaft gezogen sind, nicht praktisch. Man strickt oder häkelt mit losen Maschen auf Grund des Schrittes, den man sich auf leichtes Papier überträgt. Man arbeitet über die Zeilenmaschen hinweg und schließt die Abschnitte durch Rähstiche. Den Ärmel kann man rund stricken; man beginnt unten und rundet ihn nach oben nur wenig ab, da er fast gerade in das Armloch rät. Erforderliches Material: etwa 150 Gramm leichte Sportwolle.



Nr. 2740.

Prinz Joachim von Preußen, der jüngste Sohn des Kaisers, ist am 9. September auf dem östlichen Kriegsschauplatz durch einen Schrapnellwund verwundet worden. Die Kugel ging aber glücklicherweise glatt durch den Oberschenkel, ohne den Knochen zu verletzen. Vor wenigen Tagen ist der Prinz nach



Berlin übergeführt worden, wo ihn die Kaiserin am Bahnhof empfing. Er wurde von einer großen Menschenmenge freundlich begrüßt.

Dass unsere Truppen auch in Feindesland vergnügte Tage zu verleben wissen, hat man aus zahlreichen Berichten gelesen. Unsere Bilder zeigen, daß man, wenn man es haben kann,



Prinz Joachim von Preußen, der durch einen Granatsplitter am Oberschenkel verletzt wurde.

auch Theater spielt. Hier in dem Lütticher Theater hat man sich prächtig eingerichtet. Offiziere und Mannschaften sitzen gemütlich in den Rängen, die Landwehrröhren schmanzen ihre Pfeife und alles amüsiert sich köstlich über das „Theater“, das da unten kunstbegabte Kameraden in humorvoller Mas-



kierung zum Besten geben. Natürlich werden keine Wagner-opern und keine klassischen Dramen gegeben. Den musikalischen Teil muß das Schifferklavier oder die „Cinetisch“ will sagen die Handharmonika, übernehmen; der darstellerische setzt sich aus Kuplets und allerlei Vorträgen zusammen. Manchmal ist aber auch ein richtiger Sänger und Schauspieler darunter, und er hat dann das dankbarste Publikum der Welt.



Die Zuschauer.



Theatervorstellung in Lüttich.

Die Schauspieler.



Paul Grach vom Frankfurter Neuen Theater als Kriegsfreiwilliger (Flieger-Abteilung).



Georg Lengbach vom Schauspielhaus in Frankfurt als Leutnant in einem österreichischen Infanterie-Regiment.



Kapellmeister Franz Neumann von der Frankfurter Oper als Leutnant in einem österr. Landsturm-Inf.-Regt.

II. Jahrgang.
No. 39

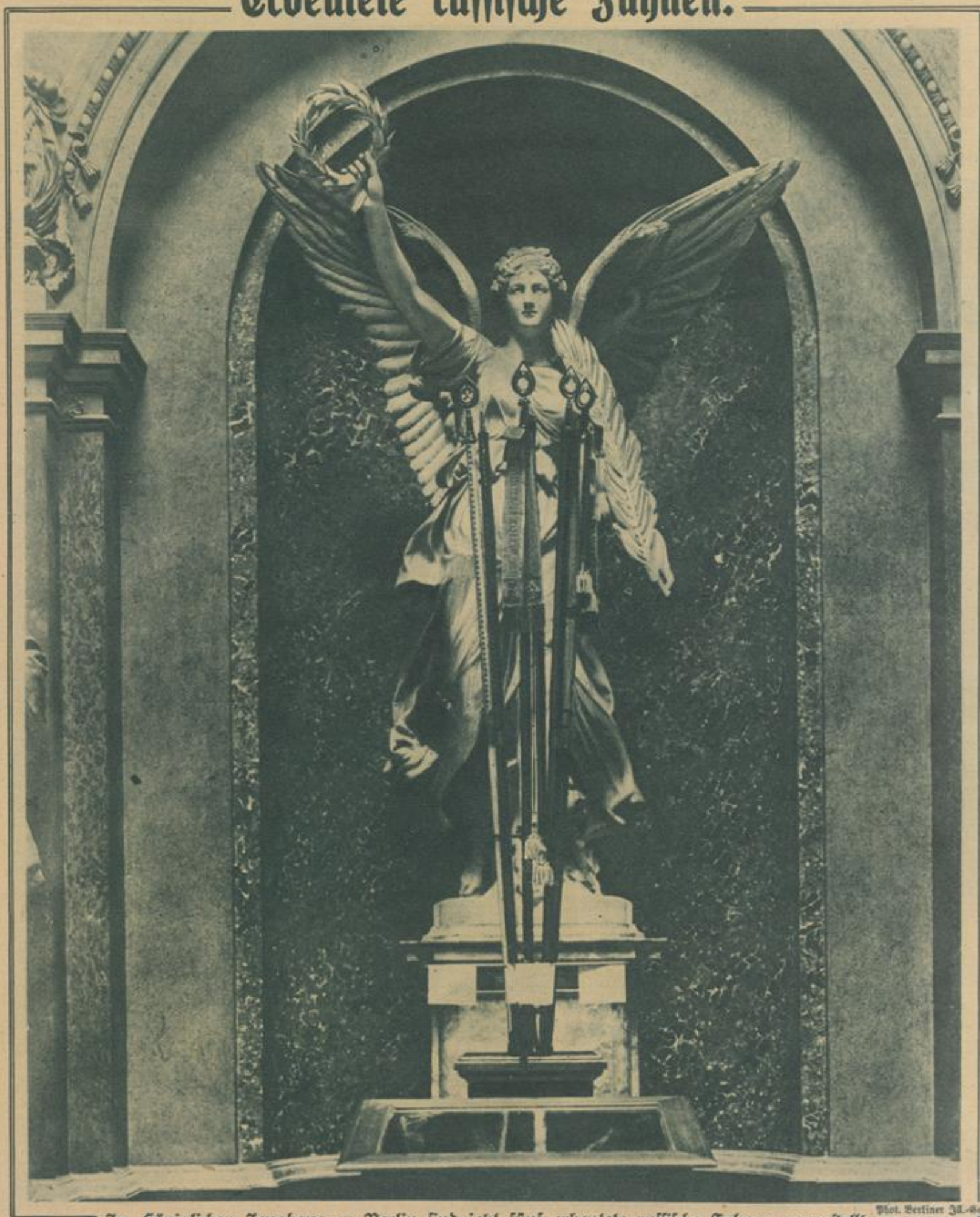
9. Kriegsnummer

24. September 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Erbeutete russische Fahnen.



Im königlichen Zeughaus zu Berlin sind jetzt fünf erbeutete russische Fahnen ausgestellt.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Umfang: 16 Seiten.

Rückwärts - rückwärts!

In dem Aristokratienblatt „L'Éclair“ schildert der norwegische Berichterstatter Philip Gibbs mit ergreifenden Worten den traurigen Rückzug des französischen Heeres und der flüchtenden Bevölkerung zu dem das schnelle Vorrücken der deutschen Truppen sie in der Gegend von Amiens zwang. „Militärautos mit kleinen Gruppen französischer Offiziere kamen den Weg entlang gefahren, und dann kamen einzelne Bataillone und dazwischen Bauernwagen und Karren mit Familienmitgliedern allerlei Art, Kinder auf Häusern, die große Kisten an ihre Maschinen gebunden hatten, Frauen, an deren Kleider sich kleine Kinder klammerten. Die Nacht nahte, die Dämmerung kroch über Frankreichs Gefilde und Wege, das Kriegsgeheul hob sich in noch drohenderer und unheilvoller Gestalt...“

Wenige Minuten vor Mitternacht war es, als dieser Haufen die Straße nach



Das Rathaus des während der letzten großen Kämpfe im Osten schwer heimgesuchten Städtchens Hohenstein. Das Haus wurde in Trümmer gelegt.

Amiens erreichte. Es war ein langer trauriger Zug, zusammen mit Ambulanzwagen, mit Bauernwagen voller Zerkniet und anderer Menschen und mit Soldaten, die tödlich ermattet dalagen, so todmüde daß sie nicht ein Glied zu rühren vermochten. Und dieser Zug zog nun durch die stummen Schwärme der Flüchtlinge, die ihm mit schlaffen, harten Augen folgten. Da kam ein Kurrier, das Haupt tief auf die Brust niedergebunden, hinter sich zog er sein Pferd, das so müde und gebrochen war, daß es den Reiter nicht mehr zu tragen vermochte. Noch mehrere andere Kavalleristen kamen mit ebenso erschöpften Tieren, und Infanteristen, von denen viele den Kopf verbunden hatten, klammerten sich hinten an die Wagen, indes sie wie Nachtwandler weiterstolperten. Die Laternen am Wege warfen ihre flackernden Lichter auf bleiche Gesichter mit harten Augen. Es war ein Zug von Kriegs-Brudern. — In Paris nannte man das den „Rückzug nach dem Siege“.



General Botha, der ehemalige Deutschensfreund steht jetzt im Bunde mit dem schädigen Albion.



Prinz Rupprecht von Bayern.



Fluglehrer Carl Ingold, der als erster Zivilflieger das Eisene Kreuz erhielt.

Das Kriegspapiergeld der Franzosen.



Der Ausbruch des Weltkrieges hat in allen Ländern die Nachfrage nach Zahlungsmitteln ganz ungeheuer gesteigert. Die Mobilisierung und die allenthalben in den ersten Tagen des Kriegszustandes entstehenden Zahlungserfordernisse nehmen gewaltige Beträge in Anspruch. Und zu alledem kommt noch die Gefilogenheit englischer Gemüter, sich eine Vorratsreserve für Fälle der Not zu sichern, eine sehr gemeinschädliche Handlungsweise, die zur Zurückziehung sehr beträchtlicher Summen aus dem Verkehr führt. Da ist es nur zu verständlich, wenn der Geldvorrat für den Bedarf nicht mehr ausreicht. In Deutschland erzielte man aber bald durch Vermehrung der Kassenscheine eine Besserung. Und in anderen Ländern wurden Abhilfemaßnahmen getroffen. So sah sich auch die Bank von Frankreich durch den Mangel an Zahlungsmitteln veranlaßt, große Mengen von Banknoten zu 5 und zu 20 Fr. dem Verkehr zu zuführen, während vor dem Kriege die kleinste Banknote auf 50 Franken lautete. Wir geben die nicht sonderlich hübsch erscheinenden kleinen französischen Kriegspapiernoten hier im Bilde wieder.





Ruhe nach schwerer Schlacht.

Kriegsaufnahme von Postlefer, Berlin.



Französische Franc-tireurs werden zu ihrer Aburteilung vor ein Kriegsgericht geführt.

Phot. E. Knecht, Berlin.

Verse von Leopold Schwarzschild.

Indien.

Zeichnungen von R. Ahle.



Hier sieht den schönen König Schorsch
Man vor dem ind'schen Ruchen sitzen.
Welch selber scheinbar etwas morsch
Und Neigung zeigt, sich zu erhitzen.



Der schöne Schorsch auf seinem Thron
Bemerkt mißbill'gend dieses Gären
Und sucht per Proklamation
Des Brenzeldusts sich zu erwehren.



Den Ruchen packt der Schorsch bedacht
In ein Edikt: „An meine Inder!“
Ob das wohl hilft? — Frau Aliso macht
Ein Fragezeichen stumm dahinter!



Wie schwächlich ist oft ein Papier!
Der sorgsam eingepackte Ruchen
Trotzt mit verstärktem Qualmen hier
Den königlichen Dämpfversuchen.



Kreuzsakrament! Der Schorsch ergreift,
Bereits mit Zorn und innerm Schrecke,
Den Zündstoff, der sich angehäuft,
Und pickt ihn aus dem Schmerzgebäude.



Fern nach dem Nil wird er verbracht
(.. Es sind so siebzigtausend Sünder...!)
Nun gibt's doch Ruh?? — Frau Aliso macht
Ein Fragezeichen stumm dahinter!



„Fft! — Bum! — Ach, es geht wieder los
Und schmeißt den schönen Schorsch höchst selber
Auf seine ehrenwerte Hos' — — —
„Zu hilf! Zu hilf, mein Japs, mein Gelber!“



Der Japs, mit gier'gem Hungerblick,
Zeigt erst die offenen Trintgeldhände,
Nimmt dann das saft'ge Ruchensstück
Und übt die Mord- und Dämpfstalente



Da scheint der Schorsch vom Traum erwacht....
Gibt, was er hat, der gelbe Schinder
Je wieder her?? — Frau Aliso macht
Ein Fragezeichen nur dahinter!

Was der Kriegsphotograph erlebt.

Auch der Beruf des Kriegsphotographen ist, wie die Erlebnisse eines Holländers während des Burenkrieges zeigen, oft sehr gefährlich. Der Holländer befand sich auf Seiten der Buren und nahm, um den Ereignissen möglichst nahe zu sein, selbst am Kampfe teil. In vier verschiedenen Kämpfen wurde er durch Kugeln verwundet. Einmal lag er 16 Stunden auf dem Schlachtfelde, ehe er von Krankenträgern aufgefunden und nach dem Verbandplatz getragen wurde. Am meisten hatten seine Zähne zu leiden. Einen Vorderzahn verlor er durch einen Kolbenhieb, einen zweiten durch einen Bajonettstoß und weitere vier gingen verloren.



als ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde und er herabstürzte. Alles dies hinderte ihn aber nicht, mitten in der Schlacht Kriegsszenen auf seinen Platten festzuhalten. Noch neugieriger war ein Kriegsphotograph vor Port Arthur, der sich mit seiner Kamera bis in die Schusslinie der großen Festungsgeschütze wagte. Da platzte nur zehn Meter vor ihm ein Schrapnell. Er wurde zu Boden geworfen und blieb längere Zeit betäubt liegen. Doch wie groß war seine Freude, als er sah, daß er beim Krepierten des Schrapnells fast rein mechanisch eine Aufnahme gemacht hatte, deren Platte seltsamerweise erhalten geblieben war. Dies tröstete ihn selbst über seine Verwundung.



Phot. Vorderer, Berlin.

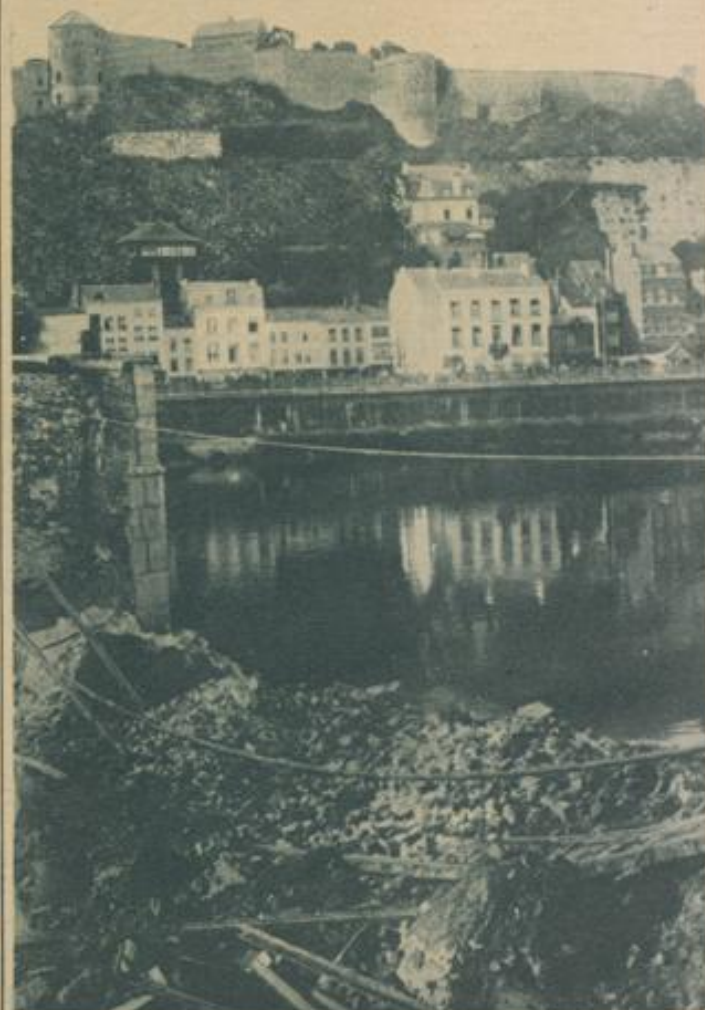
Schwerverwundeter französischer Soldat wurde von deutschen Soldaten aufgefunden und geliebt. In seiner Begleitung befanden sich zwei unverwundete französische Soldaten, die sich ergaben.

Das ... Infanterie-Regiment nach seinem Einzug in Namur.

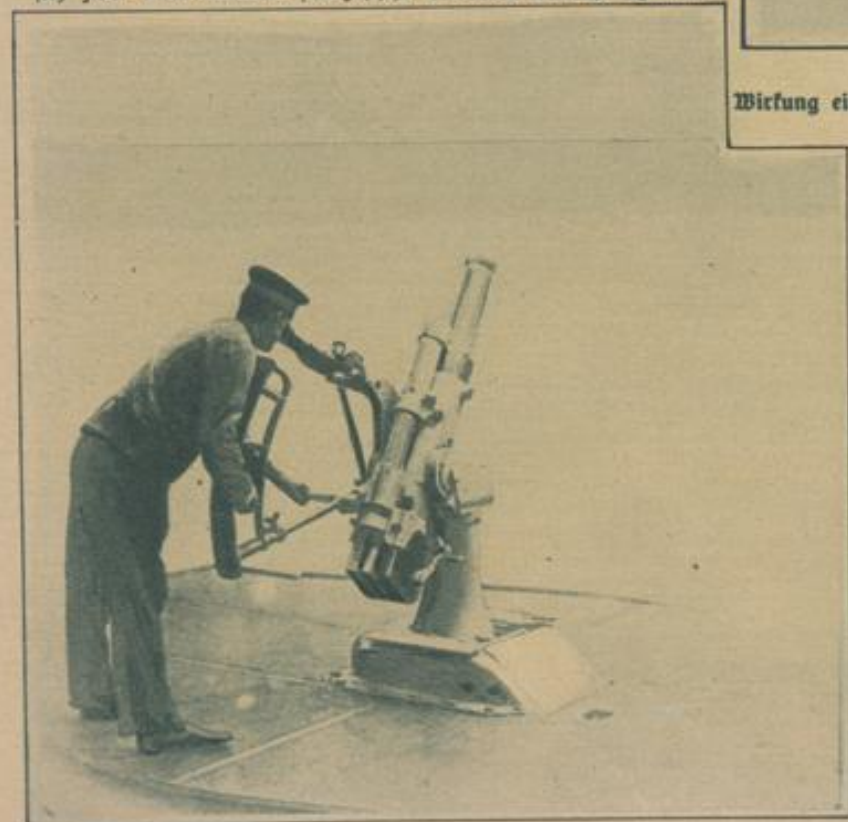


Phot. Berliner Ill.-Bl.

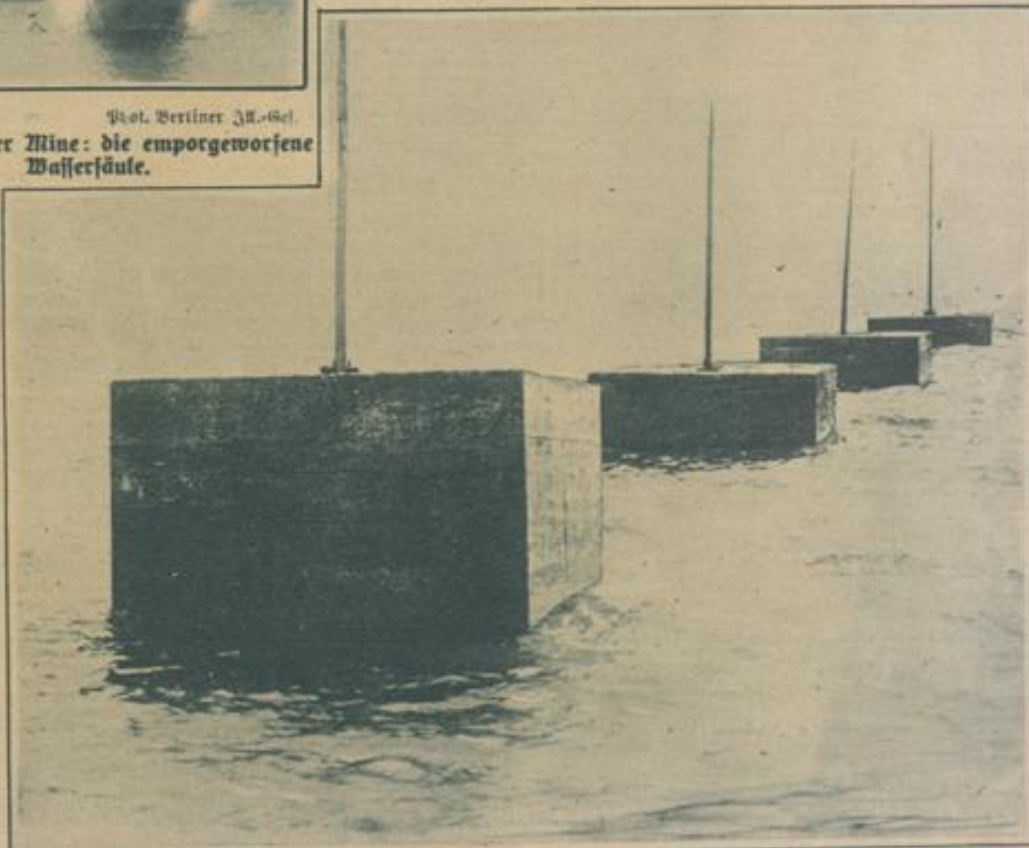
Wirkung einer Mine: die emporgeworfene Wasserfäule.



Neue Aufnahme der Festung Namur mit der zerstörten Brücke.



Verfensbare Abwehrkanone auf einem englischen Unterseeboot.



Mine vor dem Versenken.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht geschützt durch
M. Möller u. Co., Berlin W. 15

(Fortsetzung.)
„Ich werde gleich an sie schreiben. Miß Harrison soll nächsten Monat mit einer deutschen Familie nach Hamburg fahren. Da muß Voss zu Hause sein.“
Er klopfte Wulff auf die Schulter.
„Gut, junger Mann, da müssen wir uns im Rummachen üben. Das soll ein Leben werden.“

Als er so da stand, sprühend vor Lust und Lebenskraft, hingen die Augen der beiden Frauen, der alten sowohl wie der jungen, voll zärtlicher Bewunderung an ihm. Wulff meinte, nie einen schöneren Mann gesehen zu haben.

In diesem Abend dauerte es lange, ehe er zur Ruhe kam. In der Küche erzählte Frau Hellmann den Dienstmädchen von dem Ereignis.

Wulff dachte nur an Voss. Wie oft hatte er in Gedanken gerechnet. Noch so viel Monate, Wochen, Tage, dann sind die zwei Jahre um. Dann mußte sie heimkehren. Jetzt kam sie viel schneller zurück, als er erwartet hatte.

Sie kehrte zurück. Der Kook grünte und die Verden zwitscherten. Es war die rechte Zeit zur Heimkehr.

Wie mochte sie aussehen.

Achtes Kapitel.

Voss kehrte heim.

Wulff saß im Büro und schrieb. Er hörte draußen den Wagen vorbeifahren, hörte ihre Stimme und ihr helles Lachen durchs Haus klingen. Er suchte sie sich vorzustellen im eleganten Kleide mit prächtigem Hute.

Die Tür öffnete sich. Er hörte es wohl; aber er fuhr fort zu schreiben, eilig mit klopfendem Herzen.

Da stand sie vor ihm wie in früherer Zeit, blaß, in einem eleganten, aber doch einfachen Kleide.

Guten Tag, Wulff Jessen!

Wulff sprang auf. Er wollte sich steif und höflich verbeugen und durchaus nicht tiefer als nötig war, aber als er ihr in die Augen sah, ergriff er rasch ihre Hand, die sie ihm bot.

Sie war wohl etwas verändert, etwas größer und fester geworden. Das Haar trug sie lose aufgeschaukelt. Das stand ihr gut zu dem weißen Gesicht und den brennend roten Lippen. Ihr Kleid hatte keine Schleppe und tauchte auch nicht. Nur erschien ihre Figur viel ebenermäßiger darin. Als sie im nächsten Augenblicke auf dem Tische sah, da, wo sie am ersten Tage ihres Hierseins gesessen, erschien sie ihm ganz die Alte.

„Wulff Jessen, kann sich der Mensch ändern?“

Er blickte erstaunt auf, sagte aber nichts.

„Nein, der Mensch ändert sich nie. Das Kleid verändert sich, die Umgebung; der Mensch bleibt wie er ist.“

„Das freut mich“, sagte er froh.

„Mich freut es auch. Sie sind noch ganz der Alte.“

Er wurde ein wenig rot.

„Sagen Sie, Wulff Jessen, freuen Sie sich auf die interessante Hausgenossin, die wir bekommen?“

„Nein.“

„Das dachte ich mir. Wie stellen Sie sich die Miß vor?“

Er dachte nach. „Lang, mager, hellblond, altlich.“

„Halt, sie ist jünger als ich, erst fiebzehn Jahr. Ich wette, sie ist klein, dünn, und brünett.“

Er machte ein so unglückliches Gesicht, daß sie ihn auslachte.

„Sehen Sie, das wäre Ihnen auch nicht recht. Sie müssen mir eines versprechen: daß Sie nicht hochmütig zu Miß Harrison sein werden.“

„Bin ich hochmütig?“

„Ja, Wulff Jessen, Sie sind im Grunde Ihres Herzens ein schrecklich hochmütiger Mensch!“

Mit diesen Worten sprang sie herunter und ging hinaus. Jetzt tauchte ihr Kleid doch. Es war mit Seide gefüttert.

Er blieb in einem etwas verwirrten Zustand zurück.

Wulff Jessen, Sie sind ein schrecklich hochmütiger Mensch! könnte es ihm ins Ohr. Klang es nicht wie helles Mädchenlachen durch diese Worte.

Von der Decke herab ließ sich eine kleine Spinne nieder. Er verfolgte ihre Bewegungen, wie sie sich fallen ließ und wieder heraufspann und tat ihr nichts zuleide, obgleich er Spinnen haßte.

„Herr Jessen, können Sie engelsch?“ fragte ihn einige Tage danach die Binnerdeern, als sie ihm den Kaffee brachte.

Als er sie sprachlos anstarrte, fuhr sie fort:

nen Kinderaugen. Ihr Haar war dunkel wie die Nacht und goldig wie Sonnenschein.

Das Haar war sehr merkwürdig. Im Dunkel des Zimmers und im Schatten konnte man es für tiefschwarz halten, fiel aber das Tageslicht oder der Schein der Lampe darauf, dann schimmerte es wie rotes Gold.

Sie trat durchaus nicht schüchtern, aber etwas steif auf und ging äußerst einfach gekleidet. Man sah sie nie anders als in einer blendend weißen Hemdbluse mit hohem Stehkragen, ziemlich fußfreiem, dunkelblauem Cheviotrock, gelbem Ledergürtel und tadellos sitzenden hellbraunen Halbschuhen.

Voss erschien neben ihr wie eine Prinzessin. Aber trotz aller Einfachheit sah sie stets sehr sauber aus. Sie war bescheiden und höflich und gab sich die größte Mühe, etwas Deutsch zu sprechen. Das rote Wörterbüchlein kam nicht aus ihrer Hand.

Sie wurde mit offenen Armen empfangen. Der Vogt führte galant ihre kleine Hand an seine Lippen. Madame küßte sie auf die Stirn.

„Meine Liebe, Süße.“

Muttchen Hellmann mußte erst aus der Küche geholt werden. Sie überstürzte sich in Entschuldigungen, auf die die kleine Miß mit verbindlichem Lächeln antwortete.

Voss führte sie nach oben. Ihr tat das junge Geschöpf mit seiner lüthlen, verständnislosen Art leid, und sie legte den Arm um Miß Harrison's Schulter.

„Wir wollen Freundinnen sein, nicht wahr?“

Den Sinn dieser Worte verstand die andere sofort. Ein liebliches Lächeln erschien auf ihrem Gesichtchen.

„Ja — wir wollen sagen Du zu sich.“

„Ich heiße Voss.“

„Ich heiße auch — Meg.“

Voss küßte sie auf den Mund.

„Du bist ein süßes kleines Mädel.“

Wulff wurde der kleinen Schottin vorgestellt. Sie machten beide eine ungeschickte Verbeugung und nahmen dann nicht weiter Notiz von einander. Sie erschien ihm sehr unbedeutend neben Voss und interessierte ihn nicht.

Er überließ sie, ohne es zu wollen. Eines Morgens, als sie ihm auf der Diele begegnete, kam sie direkt auf ihn zu. Er konnte ihr nicht aus dem Wege gehen. Sie hielt ihm die Hand hin und sagte sehr deutlich:

Guten — Morgen — Herr — Jessen.“

Er war gerührt. Augenscheinlich hatte sie mit vieler Mühe den Satz auswendig gelernt, und Voss war ihre Lehrmeisterin gewesen. So erschien es ihm als ein Gruß von ihr. Er ergriff die kleine Hand.

Guten Morgen, Miß.“

Diesmal warf er nicht den Kopf in den Nacken wie sonst, sondern lächelte still vor sich hin. Seitdem tauschten sie Morgen für Morgen diesen Gruß aus.

Ob das Leben im Hause des Kirchspielvogts ein anderes wurde durch die Anwesenheit Miß Megs? Nein. Sie war so still und anspruchslos, daß man kaum merkte, daß sie da war. Sie suchte sich hier und da nützlich zu machen, wuschte Staub, bogte die Fensterblumen und machte feine, schwierige Handarbeiten.

Der Vogt war jetzt öfter als sonst zu Hause. Oft folgte sein Blick den Bewegungen der kleinen Engländerin. Er war ihr gegenüber von ausgefuchster Ritterlichkeit; aber sie blieb sich immer gleich.

Voss ging wieder öfter mit Wulff übers Feld.

Es war am Ende eines warmen Sommertages. Der Himmel war wolkenlos und die Erde so heiß, als ob sie schon schlief. In der Luft spielten Schwärme jener kleinen Mücken, die weder stechen noch summen. Sie tanzten vor ihnen her, wo sie gingen und standen, am Graben, über den Hecken, auf dem Landwege. Sie störten die beiden nicht. Sie wollten nichts von ihnen — nur Leben — spielen.



Entschuldigen Sie mein Herr, wie weit ist's noch bis Paris?

„Wenn Sie's lernen wollen — ich kann ... Guten Morgen“ heißt: god morning ... „ju rum is retti“ heißt: Eure Stube ist all fertig“ und „woll'n Sie man gefälligst rein kommen zu Mittagessen“ heißt: Will ju kam to dinner“ ... Sehn Sie, das habe ich von Fräulein Voss gelernt, damit ich mit die engelsche Miß was sprechen kann.“

„Was heißt denn „guten Abend“?“

„Gott, Herr Jessen, Sie fragen einen aber auch zuviel. Das wird denn wohl „god awing“ heißen. Es ist ja beinahe wie plattdeutsch. Wenn man bloß ein bißchen engelsch kann, daß die engelsche Miß daraus klug wird. Denn die kann ja wohl kein Wort deutsch. Sie sollten sich das auch man annehmen.“

„Das habe ich nicht nötig, Wiesen. Ich habe anderes zu tun, als mich mit dem englischen Fräulein zu unterhalten.“

„Na, wenn kein ein Mensch mit sie spricht, wird ihr die Zeit schön lang werden. Die kann sich gratulieren.“

„Sie soll deutsch lernen“, entschied Wulff. „Nebrigens kommt der junge Herr Hellmann in den Ferien auf Besuch. Der wird schon engelsch verstehen.“

Wulff vertiefte sich wieder in seine Arbeit, aber sie wollte ihm nicht recht von flatten gehen. Ein feiner Sonnenstrahl schien durchs Fenster hinein und ließ die Stülchen flimmern. Dann kam eine Fliege, die setzte sich auf das Blatt, summt und setzte sich auf eine andere Stelle. Er schlug nach ihr, aber erwischte sie nicht. Sie fuhr fort ihn zu necken. Da warf er den Kopf in den Nacken, kummerte sich nicht mehr um sie und vergaß den Qualgeist wirklich.

Miß Harrison kam.

Eines Tages erschien sie im einfachen dunkelblauen Tuchkostüm, einem schlichten weißen Rundhut mit schwarzem Band auf dem Kopfe.

Sie sah weder dem Voss, noch dem, das Wulff von ihr entworfen hatte, ähnlich. Ihre Figur war mittelgroß, ältlich und schmalbüßig. Sie hatte ein feines, längliches Gesichtchen, mit großen graubrau-

Lall war wie früher und doch ein wenig anders. Ihre Bewegungen waren nicht mehr so häufig. Sie lief nicht voran. Ein hübsches rotes Musselkleid umschloß ihre volle Figur, und auf ihrem Hut wiegten sich rote Mohblumen. Das Kleidete sie gut und hob ihre blassen Farben.

Sie gingen nebeneinander her.

„Wulff! Wulff, jetzt erzählen Sie!“

„Was soll ich erzählen?“

Von unserm Lande. Nicht wahr, wir regierten doch einst dies Land und berieten über seine Zukunft und hatten große Pläne. Wir wollten die Bauern zu Fürsten machen und wollten ein Königreich gründen. War es nicht so? Was machen unsere Untertanen?“

Die Bauern? Es ist Gefahr im Verzuge, Fräulein Lall.“

„Was für Gefahr?“

Sie rückt von allen Seiten heran, ganz allmählich. Die Zeit bringt es wohl mit sich. Die Bauern haben keine Lust mehr, auf dem Lande zu leben. Das Vergnügen in den Städten lockt sie. Auf der anderen Seite der Elber in Elberfeld soll der vierte Teil der Höfe leer stehen. Die Besitzer ziehen in die Stadt, riegnen ihre Stuben ab und verpachten das Land. In der Leutestube wohnt dann irgend ein Arbeiter mit seiner Frau unentgeltlich als Aufsehermann.“

Lall war betroffen. „Aber bei uns ist es doch nicht so?“

Nein, noch nicht. Gott sei Dank, wir haben den Vogt, der hält die Sache. Er hält die Bauern in Atem. Bald ruft er sie zu einer Versammlung zusammen, wo sie beraten müssen und wo es hinterher hoch hergeht, bald arrangiert er ein Fest. Nächstens bekommen wir auch einen Jahrmart und Wochenmarkt. Er versteht es, die Leute zusammenzuhalten. Aber wenn er mal fortgeht...

„Papa geht nicht fort.“

Die Leute murren, er würde Landrat.

Glauben Sie, daß sein Einfluß dann geringer würde? Er würde ihn dann über den ganzen Kreis ausdehnen. Er würde noch unendlich viel mehr schaffen. Papa ist der geborene Regent.“

Das ist er.“

Sie blickten beide in die Ferne. Lall war es mit einem Male, als würde einmal eine Zeit kommen, da es keinen Noog, keine Höfe mehr gäbe. Aber was würde dann sein? Sie lächelte. Nein, das Land hier hatte Bestand.

„Coop — Coop!“

Ein Ruf ertönte hinter ihnen, durchdringend wie ein Schlachtruf. Sie drehten sich um. Eine zierliche Gestalt kam raschen Laufes auf sie zu.

„Coop!“

Es war der Ruf der Cowboys, und Meg war es, die ihn ausstieß. Man hatte sie ganz vergessen. Atemlos kam sie näher und lachte die beiden an wie ein glückliches Kind. Das Haar hatte sich beim Gehen gelöst und umsprühte das Gesicht wie Flammenschein.

„Armes Ding!“

Lall zog ihren Arm durch den ihrigen. Dann gingen sie weiter und setzten ihr Gespräch fort. Was kümmerte sie die Kleine, die nebenher lief. Sie würde solche Sachen nicht verstehen und wenn man ihr jedes Wort einzeln übersetzte.

Wie ein Kind trippelte sie nebenher, horchte auf alles und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. Dann zog sie ihr Büchlein aus der Tasche, blätterte darin und sprach plötzlich ganz laut und unvermittelt:

„Ein — sehr gutes Wetter — heute sein.“

Neuntes Kapitel.

Im Sommer, als an dem weißen Hause die Spalierrosen blühten, kam Fred auf Ferienbesuch. Mit einem Brief trat er ins Haus. Fünf Minuten später studierte er bereits in Lalls englischem Wörterbuch.

Der Vogt veranstaltete eine Festlichkeit, hauptsächlich zu Ehren Megs und der heimgekehrten Tochter. Die Honoratioren und Söhne des Dorfes wurden eingeladen.

Es war ein wirkliches Fest. Die Kochfrau aus der Stadt kam. Eine Kiste Wein wurde ins Haus gebracht. Der Vogt bestellte Blumen, Früchte und Torten in der Stadt. Das ganze Haus wurde auf den Kopf gestellt. Frau Nische wußte nicht, wo ihr der Kopf stand. Nur

Madame saß still in ihrem Lehnstuhl und füllte, als ginge sie die ganze Welt nichts an.

Das Antezimmer wurde ausgeräumt. Hier sollte getanzt werden. Wulff half nach Kräften bei den Vorbereitungen. Fred brückte sich, wo er konnte. Der Vogt selbst war als Gastgeber in seinem Element. Er verstand es wie kein anderer, zu leiten, anzuordnen, dem Ganzen einen großen Zug zu geben. Meg half in ihrer stillstehenden Art. Sie ordnete die Blumen, deckte den Tisch und entwarf zierliche Tischkarten.

Es wurde sehr hübsch, obgleich die kleine Frau Hellmann noch im letzten Augenblick am liebsten davongelaufen wäre, weil ihre Bluse unter dem Aermel platzte. Sie durfte es kaum wagen, sich zu bewegen.

Wulff saß zwischen der ältlichen Apothekerstochter und Minna Bruhn von Bruhnsdorf. Vom anderen Ende der Tafel winkte Lall ihm zu. Ihr Tischnachbar war Geert Rissen, der Sohn Vollmacht Rissens vom Eichenhof. Er war erst vor kurzem vom Militär zurückgekehrt und hatte sich noch die straffe Haltung des Einjährigen bewahrt.

Lall hatte ihn gern. Er hatte in seinem Wesen Ähnlichkeit mit Wulff, nur daß er größer und breiter war

Der Vogt strahlte. Er war hier und dort. Lall setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Walzerstücke an. Sie winkte Wulff. Sie wußte, daß er nicht tanzen konnte. „Wollen Sie mir die Noten wenden?“

„Ich kenne keine Noten.“

„Schadet nichts. Wenn ich so mit dem Kopfe nide, wenden Sie um.“

Er stellte sich seitwärts an ihren Stuhl. Die andern tanzten. Nicht einen Blick wandte er von ihrem blonden Scheitel, zu dessen Seiten sich das Haar baushete. Jetzt nickte sie. Er wandte das Blatt um. Es ging vorzüglich.

Erst hinterher wurde ihm klar, was Lall damit bezwecken wollte. Sie kannte seinen Stolz und wollte nicht, daß er allein umherstehen sollte. Jetzt vermittelte man, daß er musikalisch war. Das erhob ihn in den Augen der andern. Von den jungen Herren verstand keiner etwas von Musik.

Sie nickte ihm zum Schluß zu: „Ich danke Ihnen, Herr Jessen.“ Dann ging sie an seiner Seite weiter und sprach dabei Geert Rissen an. Sie wollte die beiden gern zusammenbringen. Aber sie waren beide gleich steif und stolz.

Meg kam auf ihn zu. Sie wollte auch spielen — einen schottischen Tanz.

„Sie bitte — wenden um die Musik.“

„Ich hab' keine Zeit, entschuldigen Sie.“

„O — Sie sein böse!“ rief Meg.

Er verbeugte sich noch einmal unbeholfen. Dann ging er. Was blieb ihm anderes übrig, als zu gehen, wenn er sich nicht blamieren wollte.

Sein Zimmer war dunkel. Er setzte sich ans Fenster und schaute hinaus auf den Garten, in dem unter den Apfelbäumen matt erleuchtete bunte Papierlaternen hingen. O — wie sehnte er sich nach den hellen Räumen unten, nach der Heiterkeit, der Musik, dem Getriebe. Und doch brachte er es nicht über sich, wieder hinunter zu gehen.

Wulff Jessen, Sie sind ein schrecklicher hochmütiger Mensch,“ hatte einmal jemand zu ihm gesagt.

„Das kommt, weil ich ein Gemeindefind bin,“ antwortete er für sich. „Im Grunde meines Herzens bin ich demütig. Ich bin nur stolz, weil es die anderen sind. Ich verschanze mich dahinter, damit sie meine große Demut nicht merken.“

Es hatte ihn niemand gekränkt. Im Gegenteil — selbst die reichen Bauernsöhne, die alle das Gymnasium besucht hatten, waren ausgesucht höflich gegen ihn gewesen. Aber das war es gerade, was er fühlte. Gegen ihn waren sie höflich, untereinander dagegen waren sie manchmal recht derb. Sie betrachteten ihn nicht als ihresgleichen, und nur, weil man ihm im Hause des Kirchspielvogts eine Familienstellung eingeräumt hatte, beachtete man ihn. Gegen Vertraulichkeiten aber wappnete man sich mit Höflichkeit.

Das Klavierspielen lönte zu ihm herauf. Er hörte Lachen und Plaudern. Man ging in den Garten. Dicht unter seinem Fenster hörte er Stimmen. Es waren Fred und Meg. Er erteilte ihr Unterricht im Deutschen, und sie schienen eine gelehrige Schülerin zu sein.

Wulff verstand jedes Wort. Fred sprach ihr vor und sie wiederholte.

„Ich...“

„Ich...“

„Liebe...“

„Liebe...“

„Dich...“

„No — no — nicht ich Sie lieben. O — ich verstehe sehr gut Deutsch. Ich geh lachen.“

Sie lachte hell auf.

Wulff schloß das Fenster.

„Kindisch — höchst kindisch,“ murmelte er und kam sich dabei sehr alt und gereift vor.

Der Kirchspielvogt schickte noch einmal herauf, er möchte doch herunterkommen, es fehle an Tänzern. Da ließ er bestellen, er wäre zu müde.

Der Vogt lachte und fühlte sich noch einmal so jung und stark und noch einmal so begehrt als Tänzer.

Er forderte Meg zum Tanzen auf und drehte sie an sich, daß ihr fast der Atem verging. Er tanzte noch rascher als sonst. Sein Antlitz rötete sich seine Augen glühten. Sie blieb ganz unverändert.

(Fortsetzung folgt.)



Berliner im Divad: Emil: Was haste denn da? Ernst: Mein Schnupstafel is alle, da hab' ich französisch Schießpulver B genommen, vielleicht explodiert's in Kleinfalder, wo die Franzosplitter nich so groß sein brauchen.

und sein Antlitz gebräunter. Aber er hatte den festen Gang, den geraden Rücken, die Art, den Kopf hintenüber zu werfen.

Mit Wulff verstand sich Lall wohl gut; aber es war immer etwas zwischen ihnen, was sich nicht in Worte setzen und auch nicht überbrücken ließ. Wenn sie auch nicht ein einziges Mal daran dachte, wer er war, so vergaß er es doch keine Minute, daß er ein Gemeindefind und der Schreiber ihres Vaters war. Daß er hieran dachte, ließ er andere fühlen.

Geert Rissen dagegen war ein Herrensohn, und er hatte die freie, selbstbewußte Art eines solchen. Er bog den Kopf nicht vor, wenn er mit Lall sprach und gab sich durchaus keine Mühe, sie zu unterhalten.

Es ergab sich ganz von selbst. Geert erzählte von seinen Vorfahren. Einer von diesen hatte stehenden Fußes eine Tonne Hafer auf dem Rücken zum Boden hinaufgetragen und ein Hufeisen in der Hand zerbrochen. Sein Großvater selbst war mit dabei gewesen, als es gegen die Dänen ging und die Fahne blau-weiß-rot erstand.

Das war etwas für Lall. Da glühten ihre Wangen, sie ereiferte sich. Ihre Augen wurden dunkel und glänzend.

Meg saß Wulff gegenüber neben Fred. Sie warf ihm über den Tisch mitunter einen scheuen Blick zu und horchte zerstreut auf die Lehren, die ihr Tischnachbar ihr gab. Ihr Haar flammte in dem hellen Lampenschein und sah doch prächtig dunkel aus. Als Wulff den Kopf hob, sah er, wie der Blick des Vogts an dem Haar hing. Er wandte im Gespräch mehrmals den Kopf, aber nicht den Blick, der war wie verzaubert.

Meg war weiß gekleidet, im weißen Leinenrock, weißer Batistbluse mit hohem Kragen und silbernem Gürtel. So sah sie einfacher als alle anderen aus.

Das Essen war ausgezeichnet. Ein Gang folgte dem andern. Dazu wurde viel getrunken. Die Gesellschaft war animiert.

Die erste Fahrt des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“.

Die See war ruhig. Tiefe Nacht über den weiten Wellen. Musik rauschte in brausenden Akkorden durch die Atmosphäre. Der „Kaiser Wilhelm“ machte seine erste Reise über den Ocean. Ein Gesellschaftsabend mit Tanz und eleganter Unterhaltung feierte das Ereignis auf dem Riesendampfer. Er war der größte unter seinen Brüdern. Keine andere Nation hatte damals dergleichen aufzuweisen. Und die Vertreter aller Völker hatten sich nicht entgehen lassen, diese „Jungferntour“ zu genießen. Engländer in großer Zahl, höchstens nur noch durch Amerikaner in den Schatten gestellt. Franzosen, Holländer, Russen, Japaner, kurz die Völkerkarte der Welt war aufgeschlagen, wenn man in den Riesensaal trat, der dem abendlichen vornehmen Vergnügen diente. Eine Flut von Lichtern strahlte über die weißen Rachen der Schönen, die neueste Modenschöpfungen raffinierter Eleganz zeigten. Die Herren waren in wunderbar geschnittenen Fracks mit ausgesuchter Gediegenheit gekleidet. Man hätte meinen können, daß sich die Diplomatie der Großmächte eine Zusammenkunft gegeben hätte. Die Sprachen des Kosmos wirbelten durcheinander. Der Ton der Veranstaltung war von einer schmeichelnden Wohlerzogenheit. Der Kapitän erfüllte die Pflichten der Repräsentation vollendet. Kurz, die letzten Gaben der Zivilisation, die ausgesuchten Genüsse der gesellschaftlichen Welt waren hier vereinigt. Bis in die späte Nacht dauerte die Feier und eine internationale Verbrüderung war in idealer Form ausgedrückt. Deutsche verkehrten zwanglos mit Engländern und Franzosen, Amerikaner saßen neben Japanern, Kaufleute unterhielten sich freudig erregt mit Militärs und Attaches, kein kosmopolitisches Seebad hätte angenehmere Menschen und schönere Monieren aufweisen können. Nur wenn man schärfer hinhörte, entdeckte man leise Zwischentöne. Die Engländer sprachen sich mit übergrößer Zuverlässigkeit über die Einrichtung und den ruhigen Gang des Schiffes aus. Sie lobten den Wintergarten, das Wiener Kaffeehaus, das Ritz-Carlton-Restaurant, die Luxusabkabinen, die lautlosen Lifts, die Promenadenbeds, die Bade-Einrichtungen und alles andere zu übertrieben. Sie waren von einem geheimen Reiz ergriffen, den zu überdecken sie versuchten, indem sie süße



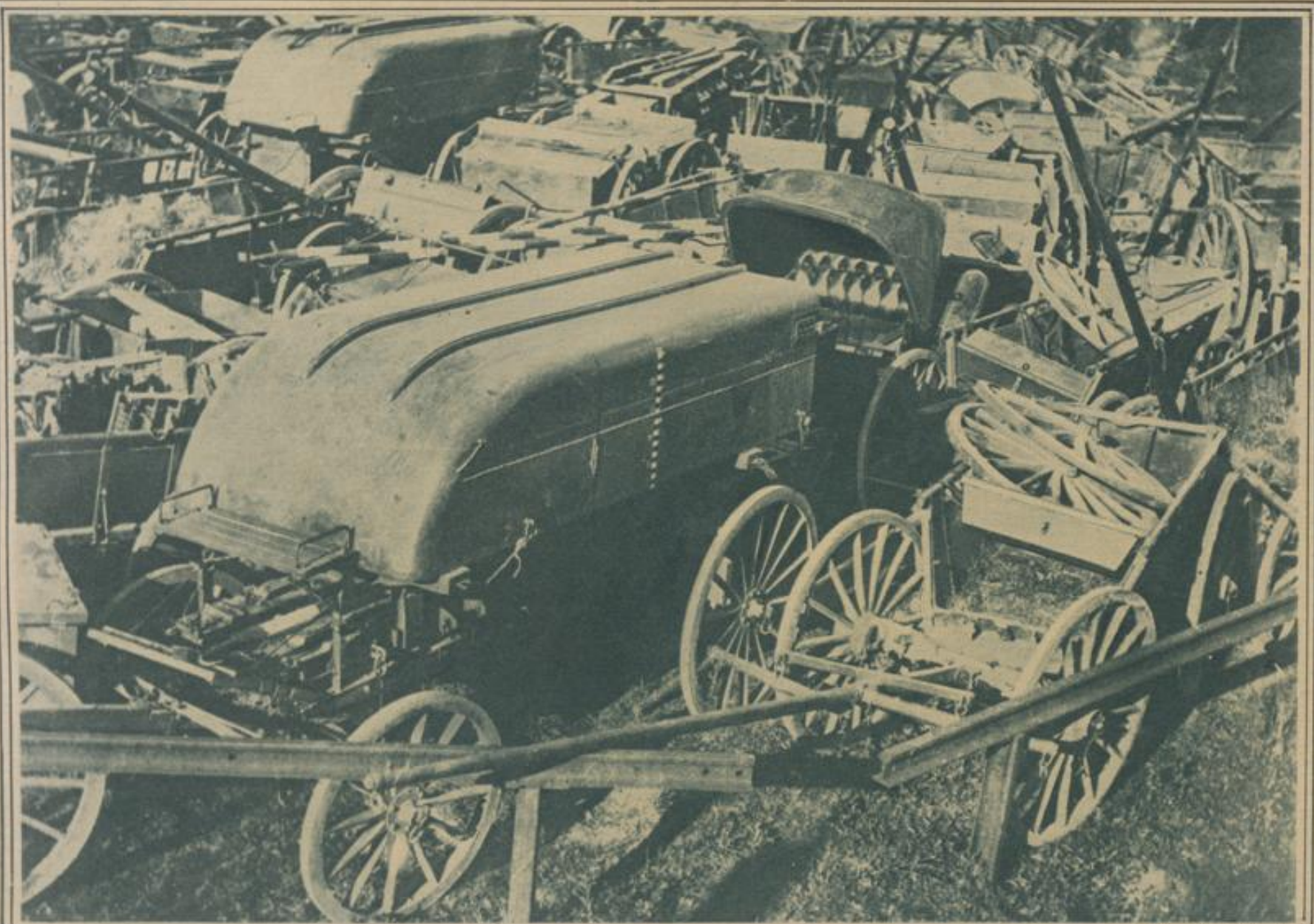
Phot. Gebr. Gaudel, Berlin.
Tipp eines russischen Soldaten.

Freundlichkeiten die Menge auf die entzückten Deutschen schütteten. Ein Schiffsingenieur meinte damals leise zu seinem Nachbarn, einem deutschen Diplomaten, der für Washington bestimmt war: „Baron, diese Briten neiden uns den Dampfer, sie verlieren „das blaue Band“ („the blue ribbon“). Sie können uns nicht vergessen, daß wir ihnen die besten Passagiere wegnehmen, weil wir mehr wie sie an Sicherheit und Eleganz, an Luxus und Reichhaltigkeit im Essen und sonst noch bieten. Sie können mir glauben,“ fügte er ganz leise hinzu, „am liebsten sprengten sie den Dampfer in die Luft.“

Diese Jungferntour des „Kaiser Wilhelm der Große“ war ein Ereignis. Damals. Die Telegramme spielten

in die ganze Welt. Sein Schnelligkeitsrekord übertraf alle Leistungen der Cunard- und Star-Line-Dampfer. England war in einem Zustand der geheimen Wut. Sie bauten wie die Wichtelmänner schnell und gierig an neuen Ozeantiesen. Aber die Leistungen der deutschen Schiffahrtsgesellschaften konnten sie nie übertrumpfen. Hatten sie wieder den alten deutschen Rekord geschlagen, so stellten wir einen neuen mit einem noch schnelleren Dampfer auf. Und wenn sie auf Kosten der Bequemlichkeit, der Ruhe des Ganges noch schneller fuhren, verzichteten wir einfach auf den weiteren Kampf um das „blaue Band“ des Ozeans, und setzten Riesenschiffe hin, welche gingen wie „in Butter“, leise und ohne Vibration, die aber immerhin jeden Vergleich mit den britischen schnellsten aushielten. Sie konnten die deutsche Konkurrenz nie wieder los werden und die Listen der „Mauretania“, „Aquitania“, „Lusitania“ waren niemals so schwer überzeichnet wie die der deutschen Luxusdampfer. Und das vergaßen sie nie. Wie ein geheimer Wurm fraß es an ihrer Krämerseele. Sie verschworen sich, den deutschen Passagier, aber auch den anderen Seeverkehr zu vernichten wo sich die Gelegenheit bot.

Sie ist gekommen! „Kaiser Wilhelm der Große“ das erste Opfer dieser raffinierten Politik. Sie werden keinen der großen, selbst älteren Dampfer unserer Handelsflotte kapern, wenn sie irgendwie ihn in Grund bohren können. Sie wollen die deutsche Seeherrschaft auf Jahre vernichten. Und an dem „Kaiser Wilhelm der Große“ haben sie endlich mal ihren langgehegten Wunsch verwirklichen können. Darin steckt Programm. Aber sie werden eine falsche Rechnung machen. Am Boden des Meeres liegt der titanische Schnellschiffer. Seine wundervollen Kabinen- und Gesellschaftsräume vermodern. Aber ein Rächer nach dem andern wird ihm erstehen. Noch die letzte Tat des nun so schändlich vernichteten „Kaiser Wilhelm der Große“, die Freigabe eines englischen Passagierdampfers, weil zu viele Frauen und Kinder auf ihm waren, hat ihm ein ehrenvolles Gedenden gesichert. Mit einer Geste der Vornehmheit, der Humanität ist dieses schöne Schiff aus dem Dasein geschieden, das alle, die es kannten und die auf ihm gewirkt, wie einen lieben Freund vermissen werden. Sie werden ihm ein Gedenden bewahren, ein Gedenden, das dreifachen Haß gegen das heuchlerische Albion birat. Der Rächer des Völkerrechtsbruchs und der feigen Methode wird das letzte Wort sprechen... (F. Spier, München).



Phot. Gebr. Gaudel, Berlin.
Erbeutete russische Ponton-Wagen.

Schwester Agnes.

Nach einer wahren Begebenheit von Fritz Wahl.

Die Schwester vom Roten Kreuz, die mir auf der langen Fahrt zur Ostgrenze am Fensterplatz des Kuppes gegenüberlag, war eine jugendkräftige Erscheinung. Der Sicherheit ihrer Körperhaltung und der Ruhe ihres klaren Auges durfte man glauben, daß ihre Kräfte der schweren Pflicht auf dem Schlachtfeld gewachsen seien. Wir sprachen von ernstlichen Dingen, als wären wir alte Freunde. Die übrigen Reisegefährten erzählten sich wilde Geschichten, wie sie in diesen Kriegszeiten im Schwange sind, vor allem von Spionen und wie ihre Anschläge durch die Wachsamkeit braver Bürger vereitelt wurden. Schwester Agnes war still geworden. Sie hörte der Unterhaltung der anderen zu, ohne sich daran zu beteiligen. An der nächsten Station stiegen die Mitreisenden aus. Wir blieben allein. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte und uns sobald kein Fremder stören konnte, nahm Schwester Agnes meine Hand und blickte mir lange und beinahe ängstlich fragend in die Augen. Ob sie mir etwas ganz, ganz Schweres anvertrauen dürfe? Dann begann sie tief atmend und leise zu erzählen:

„Ich hatte einen Jugendfreund. Wir waren Schulfreunde und Spielgefährten gewesen. Ich war seinen Eltern wie eine Tochter, er den meinen wie ein Sohn. Es schien selbstverständlich, daß wir einander bestimmt seien für's ganze Leben. Als er auf die Hochschule ging, galt ich als seine Braut. Und ich bin ihm treu geblieben, das dürfen Sie glauben. Später, wenn er in die Ferien heimkam, fand ich manches an ihm verändert. Wir liebten zwar anfangs die besten Kameraden, und seine Liebe zu mir hatte eher noch eine tiefere Wärme, ja fast eine Leidenschaftlichkeit angenommen, die ich früher nie an ihm kannte. Ich mußte bald erfahren, daß er draußen auch andere Frauen — und anders als mich — kennen gelernt hatte. Das schmerzte mich und ließ mich bei ihm nie wieder ganz froh und unbefangen sein. Er schrieb dann immer seltener. Seine Briefe klangen gezwungen und unwahr. Ich wußte schließlich von ihm und seinem Leben nicht viel mehr, als daß er ständig in Geldnot war, — durch fremde Weiber. Ich begriff, daß ich nicht länger meinen Hoffnungen nachhängen durfte. Ich wollte mir mein eigenes Leben schaffen und wurde Krankenpflegerin.“

Schwester Agnes hielt inne und fragte mich mit einem tiefen Blick, ob sie auch das Allerwichtigste sagen sollte. Ich bejahte stumm, und sie fuhr zögernd und stockend fort: „In den ersten Kriegstagen stellte ich mich als geprüfte Schwester in B. beim Felddienst des Roten Kreuzes. Die Formalitäten nahmen eine Reihe von Tagen in Anspruch. Ich konnte inzwischen die begeisterte Erregung mitemleben, die durch die große Stadt ging, hörte mit klopfendem Herzen das Singen und Jubeln der kommenden und abmarschierenden Soldaten und sah, wie man auf den Straßen überall Jagd auf Spione machte, auf wirkliche und auf Leute, die man dafür hielt. Da entdeckte ich plötzlich in einem Volksbuden, der hinter einem gefesselten, von einer Patrouille geführten Menschen herzog, meinen Freund. „Wilhelm“, rief ich laut und drängte mich durch die Leute. In jähem Schreck drehte er sich nach mir um. Ganz blaß und verwirrt starrte er mich an. Dann faßte er mich hastig beim Arm und drängte mich in eine Seitenstraße. Ich spürte, wie er am ganzen Leibe zitterte. „Fort, komm, fort von hier“, flüsterte er leuchtend. „Hast Du den Mann gesehen, der da weggeschleppt wurde? Es ist ein Spion! Ich hab ihn gekannt.“ — Wir gingen rasch durch einige Nebenstraßen, bis wir in eine menschenleere Vorstadtgegend kamen. Dort blieb er stehen und sah mich an. Auf seinem zerquälten Gesicht lag eine furchtbare Angst. „Du bist krank, Wilhelm. Sag' mir, was Dir ist.“ Er hörte mich nicht. Er wiederholte nur: „Hast Du den Mann gesehen, den Spion?“ Dann setzte er leise hinzu: „Nicht wird er nicht verraten. Nicht nicht!“

Ich legte dem Freunde meine Hand auf die Stirn, die feucht von kaltem Schweiß war, und sprach gütig auf ihn ein. Ich weiß nicht, ob er hörte, was ich von unserer Jugend und von glücklichen Zeiten sagte. Aber die Tränen traten ihm in die Augen, und er brach in lautes Schluchzen aus. Ich faßte ihn um die Schulter und führte den verzweifelten, willenlosen Menschen zum nahen Park. Wir ließen uns auf einer einsamen Bank nieder. Ich nahm seinen Kopf in meinen Schoß und ließ ihn sich ausweinen wie ein unglückliches Kind. Vielleicht war der Spion ein Freund gewesen, an dem er hing und dessen Schicksal ihn wie ein eigenes getroffen hatte. „Nein, nein, nein“, wimmerte er. „Nicht er allein ist schuldig. Ich bin es auch. So gut wie er.“ Und dann richtete er sich auf, umklammerte meinen Arm fest, zog mich dicht an sich und stieß mühsam und heiser hervor: „Agnes, wenn Dir noch etwas teuer ist von unserer Kinderzeit, von meinem Elternhaus — verrate mich nicht und verdamme mich nicht! Ich muß mir vom Hals reden, woran ich sonst ersticke. Ich kann es nicht mehr allein mit mir herumschleppen. Du mußt mir tragen helfen. Agnes, ich bin ein Spion! Ich bin ein Vaterlandsverräter!“

„Ein Narr bist Du“, erwiderte ich voller Mitleid. „Komm' zu Dir, Wilhelm.“ Doch er lachte wild hinaus: „Ein Narr, ja ein Narr! Wenn Du nur wüßtest, wie ich

es geworden bin. Der Teufel und die Weiber haben mich in den Krallen gehabt. Ich brauchte Geld, immer wieder Geld. Es war Gefundel, mit dem ich es vertat, aber ich kam nicht mehr los davon. Einer war in der Gesellschaft, der hatte Geld, so viel er wollte. Eines Tages, als ich mir schon das Leben nehmen wollte, weil ich nicht mehr aus noch ein wußte, sagte er mir, wie man es anfangen müßte, um ohne Mühe lustig leben zu können. Hätte ich doch damals den Mut geholt, mir die Kugel in den Kopf zu schießen.“ — Wilhelm schlug eine Weile. Er hielt den Kopf tief gesenkt. Dann fuhr er mit matter Stimme fort: „Eigentlich war es nichts besonderes, was man von mir verlangte. — Oder doch? Die Wasserversorgung eines großen Grenzbezirks kommt aus einem Grubenwerk. Wenn die Grube zerstört wurde, war das ganze Gebiet ohne Wasser und die Menschen mußten verdursten. Ich sollte die Pläne dieser Anlage beschaffen, weiter nichts. Das konnte mir nicht schwer fallen als Ingenieur. — Und ich habe es getan! —“

Wilhelm sah zu mir auf. Ich mußte die Augen schließen. Mein Blut kloppte, als wollte es die Adern sprengen. Ich versuchte, ruhig zu werden, und sagte nur: „Ich habe bisher stets gemeint, Spione sind Aus-



„Ich hatt' einen Kameraden...“

länder, Russen oder Engländer oder Franzosen. Daß auch Deutsche — — — das habe ich nicht gewußt.“ — „Du ja“, warf er lebhaft ein, als wollte er die Gelegenheit benutzen, sich zu rechtfertigen. „Du glaubst nicht, was alles bei uns von der Spionage lebt. Ich kenne angesehene Leute, in Amt und Würden.“ Aber Du nicht, Wilhelm!“ Ich beschwor ihn, er solle sagen, daß es nicht wahr sei, daß er nicht zu jenen Glenden gehöre. Er aber zog einen Pack Banknoten aus der Tasche. „Schau her, das sind mehr als zweitausend Mark. Das Geld ist mein. Ist Dir das nicht Beweis genug?“

In mir stieg eine Glut auf, die zum Kopf drang und mir einen Augenblick den Sinn umnebelte. Durch einen tanzennden Schleier sah ich ihn vor mir sitzen, mit seltsam verzerrtem Gesicht, den Menschen, der mir der Liebe auf der Welt gewesen und nun der niedrigste Schurke war. Ich wollte mich auf ihn stürzen, ihn mit diesen Händen erwürgen. Da stieß er einen kläglichen Angstschrei aus wie ein Tier in der Gefahr. Die Arme sanken mir herab, das Blut schoß aus meinem Kopf zurück und gab den Blick wieder frei. Ich glaube, ich mußte plötzlich über den Jammer lachen, der sich fast zum Boden krümmte und das Papiergeld noch mit zitternden Fingern umtrampft hielt. „Na, Du Held“, höhnte ich. „Du deutiger Spion, was fange ich mit Dir an?“ — Er brauchte eine Weile, um sich zusammenzureißen. Dann fauchte er: „Du kannst mich ja verraten! Ja, tue es nur. Tue es doch. Wird Dir nicht viel helfen. Ich bin vor Dir sicher. Vor Dir und vor Jedem.“ Er streckte das Geld in die Tasche und zog ein Papier heraus. „Da, lies!“ Es war ein Polizeischein, der ihn als Spion im Ueberwachungsdienst der Spionage legitimierte. „Siehst Du nun, wie dumm es von Dir wäre, wenn Du mich denunzieren wolltest. Hätte gar keinen Zweck. Du würdest Dich nur lächerlich machen.“ Seine Miemen hatten einen widerlich frechen Zug angenommen. Ich mußte an mich halten, um ihm nicht ins Gesicht zu spucken. Er bemerkte, wie ich meine Empfindungen

niederlängte, die nichts anderes waren als Ekel und unendliche Verachtung. Doch mochte er wohl glauben, daß er mit seinem letzten Mittel über mich triumphiert habe und daß ich mich widerstrebend in den Gedanken fügte, seine Mitwisserin, seine Vertraute sein zu müssen.

Ein kalter Haß kam über mich und ein unbestimmtes Gefühl, das mich sagen ließ: „Du hast ganz recht, Wilhelm. Ich habe nicht gedacht, daß man so klug sein kann.“ „Agnes“, — er hatte schon auf ein Wort von mir gelaert, das ihm irgend eine Hoffnung bieten könnte, — „Agnes, Du magst mich verachten, aber Du darfst mich nicht verlassen. Jetzt weiß ich erst, was ich mit Dir verloren hätte. Wir gehören zusammen von Kindheit an. Du bist der einzige Mensch, der mein Geheimnis teilt. Ist es denn gar so schlimm, was ich tue? Deutschland wird nicht an den paar Zeichnungen zugrunde gehen, die ich den neugierigen Ausländern verkaufe. Manchmal ist es ganz wertloser Kram, und sie zahlen doch. Agnes, Du warst immer ein tapferes Mädel. Sieh mal, wenn Du geschickt wärst. Wir könnten so viel Geld verdienen, wir beide, daß wir für immer glücklich wären. Wir könnten nachher irgendwo in Ruhe und Frieden leben. — Ich habe einen Auftrag, den kann ich nicht ohne Dich ausführen. Du mußt mir helfen. Es hängt ein Vermögen daran. Unsere Zukunft! — Du bist jung. Du bist verführerisch, Du kannst mit Leichtigkeit an hohe Offiziere herankommen. Ich laufe Dir Kleider, so schön und so viel Du willst, — — —“

Er durfte nicht weiterreden. Ich legte den Zeigefinger an den Mund und winkte, daß er schweigen sollte. Es lag keine Drohung, keine Entrüstung in meiner Bewegung. Nichts konnte ihm eine Erregung verraten. Das letzte Fieber war aus mir gewichen. Ich war so ruhig geworden, daß ich lächeln und mit kühlem Bewußtsein sagen konnte: „Hi, lieber Freund, nicht so stürmisch. Es ist etwas viel, was ich da mit einem Male begreifen soll. Ich muß mich erst an die fremden Gedanken gewöhnen.“

Wilhelm starrte mich mit offenem Munde an. Dann warf er sich mir zu Füßen und bedeckte, wirre Dankesworte stammelnd, meine Hände mit Küffen und Tränen. Ich wehrte ab. „Laß das, Wilhelm. Wir sind noch nicht so weit. Ich muß erst mit mir fertig werden. Laß mich allein!“ Er bat mich für den Abend um ein Wiedersehen. Ich gab ihm die Hand und ging. — — —

Lange bin ich durch den Park und wieder durch die Straßen getret. Ich mußte mein Herz in den Schläfen hämmern. Ich hielt das Schicksal eines Menschen in der Hand, der einmal eine weiche Seele, ein heiteres, offenes Gemüt besaß und den nur Schwachheit ins Verderben führen konnte. Das Schicksal eines Menschen, den ich über alles geliebt, der sich mir auf Tod und Leben anvertraut hatte. Ein wehes Mitleid packte mich und machte mich schwach, beinahe wehrlos. — Als ich soviel hin und her gewandert war, daß mir die Füße schwer wurden, begegnete mir ein Trupp junger Krieger, alle jung wie er. Hochgemut gingen sie in Pflicht und Tod. Das Volk jubelte ihnen zu, und dieser Jubel war nichts als Dankbarkeit, weil jene auszogen, die Heimat vor dem Feinde und vor Verrat zu retten. Die Frauen aber winkten ihnen nach. — Mütter, Bräute, Schwestern. Sie alle opferten ihr Liebste in stolzem Schmerz dem Vaterlande.

Da hatte ich mich wiedergefunden. Der Gang, den ich jetzt tat, war Pflichterfüllung. Die Herren auf dem Amt hörten mich ernst und ruhig an. Ich vergaß nicht, die Legitimation zu erwähnen, auf die er sich als Polizeispion berufen würde.

Als Wilhelm abends an der verabredeten Stelle auf mich zuellte, legten sich die festen Griffe zweier Kriminalbeamter auf seine Schultern. Er wankte und war leichenblaß. Dann stotterte er etwas von einem Irrtum, den ich aufklären konnte, von seinen Eltern, die brave Leute seien, wie ich bezeugen würde, von seiner Legitimation als Agent der Ueberwachungs-polizei. Aber der eine der beiden Beamten sagte nur, mit einer Handbewegung zu mir hin: „Das wissen wir alles. Sie sind ein Spion. Sie haben ja selbst ein vollkommenes Geständnis abgelegt.“ — Da richtete Wilhelm sich hoch auf und sah mich an, stumm, mit weitauferstehenden, geisterhaften Augen. Und er hing noch an mir mit diesem Blick, als er gefesselt abgeführt wurde. — — — Gestern in der Frühe hat man ihn erschossen!“

Schwester Agnes schwieg. Auf ihrem Gesicht stand das Entsetzen der Erinnerung. Ich nahm ihre Hand und hielt sie lange fest. So fuhren wir, ohne ein Wort zu reden, wohl eine Stunde. Dann rollte der Zug in den Bahnhof ein, der ihr vorläufiges Reiseziel war. Wir nahmen voneinander Abschied, und Schwester Agnes sagte, indem sie sich zum Gehen wandte: „Ich werde seinen letzten grauenvollen Blick im Felde, im Dienst für unsere Krieger vergessen!“ — — —



SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(1. Fortsetzung.)

„Ja, allerdings,“ antwortete die Baronin und senkte die Augen.

„Sie waren doch die ganze Zeit über in der Bibliothek, nicht wahr, Frau Baronin?“

„Die ganze Zeit? Ja, natürlich! Das heißt, ich sagte Ihnen schon, daß ich ein paarmal in den Garten hinausstrat, um frische Luft zu schöpfen,“ fügte sie ungeduldig hinzu.

„Könnte diejenige Person, die den Schmutz entwendet hat?“ — Baron Franz, der nun das Wort an den Kommissär richtete, vermied den Ausdruck Dieb — „nicht durch das Fenster eingedrungen sein?“

„An diese Möglichkeit habe ich auch schon gedacht,“ antwortete der Kommissär, „um so mehr, da das Zimmer im Parterre liegt und das Fenster offenstand. Vielleicht finden wir Anzeichen für diese Vermutung. Bitte, Herr Baron, veranlassen Sie, daß eine Laterne gebracht wird, die Lampe würde draußen zu sehr flackern.“

Johann brachte eine Laterne und die ganze Gesellschaft, der Polizeikommissär an der Spitze, trat in den Garten hinaus.

Burmser überflog mit raschem Blick die nächste Umgebung und maß mit den Augen die Entfernung, die zwischen dem Schloß und dem kleinen dunklen Föhrenwäldchen linker Hand lag.

Doktor Burmser hat die Gesellschaft, zurückzubleiben, damit allfällige Spuren nicht verwischt würden.

Vor den Fenstern des Boudoirs hockte sich der Kommissär nieder und studierte eifrig den Boden. Endlich stand er auf und fragte den Baron, der vom Fenster aus neugierig zusah:

„Haben Sie jemand im Hause, der Sporen trägt?“

Bevor dieser antworten konnte, klappte der Oberleutnant die Abzüge zusammen und rief:

„Wie Sie hören, befindet sich gleich hier einer!“

Der Kommissär schüttelte den Kopf.

„Ihre Spuren, Herr Oberleutnant, ließen sich ganz leicht erkennen. Schmale, zarte Füße —“

„Dank schön fürs Kompliment!“

„Und dazu langhaltige Sporen. Um diese Sporenspuren handelt es sich nicht. Irgend ein grober, plumper Fuß muß dagewesen sein.“

„Und der Mann mit den groben, plumpen Füßen trug Sporen?“

„Ja, ganz bestimmt.“

Der Baron überlegte.

„Meine zwei Reitschuhe tragen Sporen, aber Sie wissen ja, die gewissen angeschliffen, die hoch über dem Absatz sitzen, und es ist auch nicht recht anzunehmen, daß die Leute —“

„Rein, auch um die kann es sich nicht handeln. Das Sporenbild wäre nicht so deutlich abgedrückt, wenn die Sporen nicht tief unten an dem Absatz angebracht wären.“

„Dann kann es nur mein Dursch sein,“ sagte der Oberleutnant.

Der Kommissär nickte befriedigt.

„Ja, ja, große Kommissärfüße und tief angelegte Sporen.“

Nun zeigte auch Baron Franz plötzlich reges Interesse an der Angelegenheit. Er bog sich weit aus dem Fenster und spähte scharf nach dem von Johanns Laterne und dem elektrischen Taschenapparat hell beleuchteten Fleck.

„Was hat denn der Kerl da zu tun gehabt?“ entfuhr es unwillkürlich den Lippen des Oberleutnants.

Der Kommissär lächelte eigentümlich, ging einige Schritte den Fenstern entlang und prüfte dabei den Boden. Das Resultat dieser Prüfung schien ihn sehr zu befriedigen. Er nickte ein paarmal vor sich hin und der grübelnde Ausdruck schwand aus seinem Gesicht. Dann antwortete er:

„Sehen Sie, diese plumpen Spuren führen weiter, und daneben her trüppeln ganz kleine Stiefelchen. Ihr Dursch, Herr Oberleutnant, scheint also hier in weiblicher Begleitung, in weiblicher Begleitung, betone ich, spazieren gegangen zu sein. Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, wer diese weibliche Person gewesen ist.“

„Mir scheint, Sie haben durch die Auffindung der Fußspuren einen großen Schritt zur Lösung dieser unangenehmen Angelegenheit gemacht,“ wandte sich Franz Rodenstein nun an Burmser. „Ich zweifle nicht mehr, daß wir auf dem richtigen Wege sind.“

„So optimistisch bin ich leider nicht,“ meinte der Kommissär.

Dem Oberleutnant war es etwas peinlich, daß sein Dursch in diese Affäre hineingezogen wurde.

Nicht etwa, weil er fürchtete, daß dieser den Schmutz entwendet hätte. Er war von der Echtheit des braven Thomas, der bei ihm schon das zweite Jahr diente, voll-

kommen überzeugt. Wohl aber dachte der Oberleutnant in diesem Augenblick daran, daß bei dem nun bestimmt folgenden Verhör der Dursch irgend etwas auszusagen könnte, woraus auf das Rendezvous bei der Linde geschlossen werden konnte.

„Wünschen Sie, daß ich meinen Durschen holen lasse?“

„Ich möchte darum bitten,“ Herr Oberleutnant.

Auf einen Wink entfernte sich Johann und kehrte nach wenigen Minuten mit der Nachricht zurück, daß der Dursch nicht auf seinem Zimmer sei.

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr den Lippen des Kommissärs.

„Nicht auf seinem Zimmer? Jetzt, mitten in der Nacht! Haben Sie ihn wohin geschickt, Herr Oberleutnant?“

„Keine Spur! Er muß sich halt irgendwo herumtreiben. Mein Gott, er ist jung. Vielleicht ist er ins Dorf hinunter und sitzt im Wirtshaus.“

„Kommt das öfter bei ihm vor?“ fragte der Kommissär wieder.

„Rein. Er ist ein furchtbar solider Kerl, der den ganzen Tag zu Hause hockt.“

„Nun, dann ist es jedenfalls auffällig, daß er gerade heute nicht in seinem Zimmer ist.“

„Ich muß gestehen, mich wundert's auch! Aber ich glaube, daß sich die Sache gewiß recht harmlos aufklären wird,“ bemerkte Baron Walden.

Der Kommissär hatte inzwischen den Boden weiter untersucht und festgestellt, daß die Fußspuren des Offiziersdurschen sowie des ihn begleitenden Mädchens längs des Hauses hin und her führten, so daß man annehmen konnte, das Paar sei längere Zeit vor dem Hause spazieren gegangen.

Endlich ging Doktor Burmser ins Bibliothekszimmer zurück.

„Also, Herr Doktor, Sie werden wohl für heute Ihre Nachforschungen abbrechen, nicht wahr?“ fragte der alte Freiherr, der sich trotz der Aufregung etwas abgespannt fühlte und die gewohnte Nachtruhe schmerzhaft vermisse.

„Ja, ich denke, es ist ziemlich spät, ich möchte nicht stören,“ antwortete Doktor Burmser. Er sah auf die Uhr und zögerte.

„Allerdings hätte ich noch einiges in Ordnung zu bringen —“

„Und das wäre?“ fragte der Hausherr.

„Vor allem müßte man mir doch den Durschen des Herrn Oberleutnant — übrigens, Herr Baron, nicht wahr, Sie geben mir vollkommen freie Hand?“

„Ja, ja, bitte, gewiß!“

„Dann bitte ich einen Augenblick um Entschuldigung.“ Der Kommissär schritt zur Tür, an der Johann stand, und sagte ihm leise:

„Gehen Sie in den Hof. Beim Tor stehen zwei meiner Leute. Sie sollen sofort herüberkommen!“

Zwei junge Männer erschienen.

„Sie, Brandtner,“ sagte Doktor Burmser zu einem von ihnen, „der Bediente wird Sie in das Zimmer eines Durschen führen. Dort nehmen Sie sofort eine Untersuchung der Proprietäten vor. Und Sie, Raimund, durchsuchen einmal den Park, ob Sie nicht einen Offiziersdurschen finden.“

„Wie sieht er aus?“ fragte der Polizeiagent.

Oberleutnant Baron Walden antwortete anstatt des Kommissärs: „Er ist ein ziemlich schlanker Mann, jung natürlich. Zwanzig Jahre beiläufig. Hat einen kleinen schwarzen Schnurrbart, kurz geschorenes Haar und trägt — ja, das weiß ich eigentlich im Augenblick nicht — er hat sowohl eine Livree als auch eine Uniform. Da ich von seiner Unschuld vollkommen überzeugt bin, nehme ich an, daß er die Uniform trägt.“

Der Kommissär schien anderer Meinung zu sein und sagte:

„Bitte, Herr Oberleutnant, beschreiben Sie für alle Fälle auch die Livree. Wenn der Dursch etwas auf dem Gewissen hat, so wird er gewiß nicht die Uniform tragen, sondern er wird sie verstecken und das Weiße suchen.“

„So viel ich weiß, hat Thomas —“

„Ah, Ihr Dursch heißt Thomas! Und mit dem Namen?“

„Thomas Rothwieg.“

„Wie, Rothwieg?“ fragte die Baronin erstaunt.

„Ja, Baronin,“ entgegnete der Oberleutnant. „Warum jetzt Sie der Name in Erstaunen?“

„Staunen ist wohl nicht das richtige Wort. Es wundert mich nur. — Ah, jetzt wird sich ja die ganze Sache aufklären. Ist Ihr Dursch aus Oedenburg, Herr Oberleutnant?“

„Ja, freilich, von dort rekrutiert sich ja mein Regiment.“

„Dachte ich mir's doch gleich! Also, Herr Doktor, mein Stubenmädchen, die Milli, heißt auch Rothwieg und ist aus Oedenburg,“ sagte die Baronin zum Kommissär.

„Was folgern Sie daraus?“

„Nun, daß die beiden wahrscheinlich verwandt sind. Da er und sie tagsüber beschäftigt waren, hatten sie vermutlich am Abend eine Zusammenkunft, um sich gegenseitig von der Heimat zu erzählen.“

„Ja, ja, das kann schon sein,“ meinte der Kommissär.

Der alte Baron, der dieser Diskussion aufmerksam gefolgt war, trat an den Doktor heran und sagte:

„Herr Doktor, verzeihen Sie, ich bin kein Kriminalist, aber ein alter Soldat und mehr fürs Drauflosgehen als fürs Plauschen. Glauben Sie nicht, daß es einfacher wäre, wir zittern die Milli her, dann werden wir ja hören, wie die Sache liegt.“

„Herr Baron, ich hätte das längst getan, wenn ich nicht wegen der späten Stunde —“

„Na, jetzt, eine Stunde mehr oder weniger, darauf kommt's ja nicht mehr an!“

Johann wurde beauftragt, Milli zu holen.

Er kam nach wenigen Minuten ziemlich aufgeregt zurück und meldete:

„Bitte, sie ist nicht da!“

Der Kommissär war von der Nachricht nicht sehr überrascht; er schien sie erwartet zu haben.

„Der Teufel! Das ganze Haus scheint ja heut nacht auf den Kopf gestellt zu sein!“ rief der alte Baron.

„Nun ist die Sache klar,“ ertönte die scharfe Stimme Franz Rodensteins.

Doktor Burmser lächelte befriedigt.

„Nun, Baronin,“ wandte er sich an Mary, „halten Sie Ihre harmlose Auslegung noch immer aufrecht?“

„Ich kann gar nichts sagen,“ erwiderte Mary und wechselte einen Blick mit dem Oberleutnant. „Es spricht alles gegen meine Behauptung. Aber daß das Mädchen den Schmutz genommen hat, glaube ich trotzdem nicht. Und wenn sich auch tausend Verdachtsmomente gegen sie ergeben.“

Doktor Burmser wandte sich wieder an den Agenten Raimund.

„Also, eine Personbeschreibung des Durschen haben Sie ja. Wenn Sie nach ihm suchen, so schauen Sie auch gleich nach dieser Milli aus, die ja nicht weit von ihm zu finden sein wird.“ — „Herr Baron,“ richtete Burmser dann an den Hausherrn das Wort, „wenn es nicht große Unannehmlichkeiten verursacht, bitte ich mir einige Ihrer Leute zu einer Streifung durch den Park zur Verfügung zu stellen.“

„Wenn es durchaus sein muß — man kann sie ja aufwecken lassen. Vielleicht ist es gar nicht nötig. Vielleicht rennen auch die im Park herum“, knurrte der alte Herr grimmig.

Inzwischen kam Brandtner zurück.

„Haben Sie was gefunden?“

„Gar nichts. Der Dursch muß die Uniform getragen haben, denn sie fehlt.“

„Die Uniform?“ fragte Doktor Burmser enttäuscht.

„Ja. Die Livree liegt in seinem Zimmer.“

„Sehen Sie, ich habe recht behalten,“ triumphierte Walden. „Ich kenne doch meinen Thomas! Der ist zu so was zu ehrlich — und viel zu dumm,“ fügte er lachend hinzu.

Die beiden Agenten und Johann verließen das Zimmer. Sie wurden zu den Stallungen geführt, wo Johann rasch einige Wärfte weckte und dann begann die Streifung durch den Park.

„Herr Baron,“ wandte sich Doktor Burmser an den Hausherrn, „wenn Sie mir gestatten, werde ich jetzt eine Durchsuchung der Zimmer vornehmen und zwar mit dem Ihren beginnen, damit Sie nicht länger in Ihrer Nachtruhe gestört werden.“

„Wenn Sie es für notwendig halten, bitte.“

„Wenn die Herrschaften so freundlich sind, begleiten Sie mich,“ erlaubte Doktor Burmser die kleine Gesellschaft in höflichem Ton, denn es war ihm darum zu tun, daß sich keine der vier Personen entfernte, bevor er deren Zimmer durchsucht hatte.

Die Durchsuchung ging rascher vor sich, als man bei der Größe des Schlosses hätte annehmen können.

Eine ganze Reihe von Zimmern war ja abgeperrt. Im ersten Stockwerk standen nur vier offen. Der große Spielsaal mit der Terrasse, ein Rauchzimmer, das Arbeitszimmer und Schlafzimmer des Barons.

Nachdem Doktor Burmser diese Zimmer durchsucht hatte, verabschiedete er sich von dem alten Herrn, der trotz aller Strammheit schon einige Müdigkeit spürte.



Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft A. G. Berlin-Steglitz.

Von Anton Hoffmann, München.

Aufprohende Artillerie.

„Ich habe selbstverständlich den Auftrag gegeben, Herr Doktor, für Sie ein Fremdenzimmer zu öffnen. Auch für Ihre beiden Agenten ist bereits gesorgt worden.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Baron.“

„Also, auf Wiedersehen morgen beim Frühstück! Hoffentlich können Sie mir dann schon etwas mitteilen. Wenn Sie irgend einen Wunsch haben, bitte ihn nur meiner Tochter gegenüber zu äußern.“

„Vorläufig habe ich nur einen: Wenn Sie Ihres Kammerdieners nicht mehr bedürfen, bitte ich, ihn zu mir zu schicken, da ich ihn noch um einige Details fragen möchte.“

„In einer Viertelstunde ist er unten!“ antwortete der Baron und zog sich mit einer artigen Verbeugung in sein Schlafzimmer zurück.

Der Morgen graute schon, als sich der Kommissär von der Baronin verabschiedete und sein Zimmer aufsuchte.

VII.

Zeitig am nächsten Morgen verließ Mary das Haus. Sie trug ein knapp anliegendes Kostüm aus grauem Sommerstoff, dessen kurzes Fädelchen mit Perlmutterknöpfen geschlossen war. Lange bänische Handschuhe und ein Strohhut mit schwarzem Bänderbusch vervollständigten die Toilette.

Die Aufregungen der vergangenen Nacht spiegelten sich deutlich in ihrem Antlitz. Es war blaß, und dunkle Ringe zogen sich unter den Augen hin.

Lori war zwar etwas erstaunt, ihre Herrin so früh fortgehen zu sehen, unterdrückte aber eine Frage, da sie die Verstimmung Marys erkannte.

Wenn nach mir gefragt wird, Lori, gab die Baronin beim Abschied den Auftrag, „so sag' meinem Vater, daß ich noch vormittags zurückkomme.“ Ich muß in der Stadt bringende Besorgungen erledigen.

Die Baronin bestieg den Wagen, der an der Freitreppe vorgefahren war, ließ sich die Wagendecke sorgfältig über die Knie breiten, dann die Handtasche reichen, die ihr Lori nachgetragen hatte, und fuhr davon.

Es war ein wunderschöner Sommermorgen, der trotz der frühen Stunde schon die Schwüle ahnen ließ, die der Tag bringen mußte. Solange der Weg durch die dichte Allee führte, wo die alten Bäume schützend ihre Zweige vor die Sonnenstrahlen spannten, ging es noch an, aber auf der staubigen Landstraße lauerte die Glut.

Mary lehnte im Fond des Wagens mit fast geschlossenen Augen. In ihren Mienen zeigte sich deutlich, daß ihre Gedanken anderswo weilten.

„Auf die Hand! Guten Morgen, Baronin!“ wurde sie plötzlich aufgeschreckt.

Ein Reiter, der ebenfalls vom Schlosse kam, sprengte heran. Oberleutnant Baron Walden hielt sein Pferd neben dem Wagen und salutierte höflich.

Sein hübsches Gesicht strahlte vor Entzücken, die geliebte Frau hier unverhofft zu sehen. Aber er wagte es nicht, seiner Freude Ausdruck zu geben, da Rütcher und Diener jedes Wort hören konnten.

„Schon so früh auf, Baronin? Wohin des Weges?“ fragte er förmlich.

Auch Mary durfte nichts merken lassen. Sie nickte Leo nur mit einem müden Lächeln zu. Ihre blassen Wangen überzog ein rosiges Schimmer, aus ihren dunklen Augen traf ihn ein heißer Blick.

„Ich muß in die Stadt!“ sagte sie.

„Bei der Hitze? Ja, was haben Sie denn um Gotteswillen so Dringendes zu tun?“

„Alles mögliche. Besorgungen für den Ball noch —“

„Ah, ich verstehe, Toilettesachen, nicht wahr?“

„Nicht nur solche,“ antwortete die Baronin ernst. „Ich habe auch sonstige Angelegenheiten zu ordnen, wichtige, bei meinem Advokaten.“

„Auh! Klingt das ernst!“ lachte der Oberleutnant.

„Ernst als Sie glauben!“ bemerkte die Baronin.

„Hat man den Dieb schon?“ fragte der Oberleutnant.

„Den Dieb?“ wiederholte Mary fragend, als ob sie sich erst besinnen mußte. „Ach ja... ich weiß nicht. Ich habe noch niemand gesprochen. Ein unbehagliches Gefühl übrigens, so das Haus voll fremder Leute zu wissen, die ihre Nase in alles stecken. Sie haben keine Vorstellung, in welcher Aufregung ich mich gestern befand, als mein Zimmer durchsucht wurde. Diese halbe Stunde liegt mir noch jetzt in allen Gliedern. Wie leicht hätte man Briefe finden können, die ich versteckt habe... Ueberhaupt der gestrige Tag! Wenn sie bei Dir meinen Zettel gefunden hätten!“ flüsterte Mary.

„Der liegt hier verwahrt!“ antwortete der Baron und deutete auf seine Brust.

Bärtlich hing ihr Blick an der schlanken, eleganten Gestalt des geliebten Mannes.

Wie ritterlich sah er aus, wie jung und doch so männlich ernst! Ach, wie sie ihn liebte!

So gelangten sie auf die Reichstraße hinaus, auf der es derart staubte, daß Reiter und Wagen von einer dichten Staubwolke umhüllt wurden.

„Lieber Herr Oberleutnant, das halt' ich nicht aus!“ sagte die Baronin hustend. „Mittag sehen wir uns wieder!“

„Sie bleiben nur so kurz in der Stadt?“ fragte er angenehm überrascht.

„Ja, ich hoffe, bis Mittag wieder zurück zu sein. Schon deshalb, weil mich der langweilige Kommissär wieder ausfragen will.“

„Also ich küß die Hand, Baronin! Auf Wiedersehen!“

Der Oberleutnant setzte über den Strahengraben und galoppierte einen Feldweg hinein, der die große Biegung der Reichstraße abchnitt und direkt auf den Rennplatz nach Rottingbrunn führte.

Sie blickte ihm nach, so lange sie es unauffällig tun konnte.

Dann lehnte sie sich müde in die Polster zurück und versank in Gedanken...

Der Gilzug brachte Mary nach Wien. Vom Südbahnhof fuhr sie direkt in die Bräunerstraße zu ihrem Advokaten Doktor Friedrich Hoffmann.

Zwischen diesem und der Baronin bestand ein ungewöhnlich vertrauliches Verhältnis. Er hatte sie schon als Kind auf den Knien gewiegt, hatte mit dem kleinen Mädchen die ersten Puppenorgeln geteilt und war ihr als Vater beigegeben.

Doktor Hoffmann streckte der Baronin beide Hände entgegen und begrüßte sie mit den Worten:

„Was führt Sie zu mir, liebes Kind, in so früher Stunde?“ (Fortsetzung folgt).

Feldpost - Briefe

Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.

Gebr. de Giorgi

Frankfurt a. M.,
Liebfrauenstraße 3.

Dokumenten-Ordner

unentbehrlich

mit

12 Karton-Taschen 38 x 27 M 5.75

3 Leinen- " 35 x 24 „ 6.50

12 " 38 x 27 „ 12.-

Die Ordner sind beliebig aus-

dehnbar u. m. Inh.-Verz. versehen.

Lieferung gegen Nachnahme

oder Voreinsendung d. Betrags

Wilhelm Büttel, Hofl.

Frankfurt a. M., Goethestr. 25.

TEE-Ronnefeldt

jetzt Goethestrasse 3

Der große Krieg

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Notizen, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung.
Alle 14 Tage ein Heft.

Preis 40 Pfennig das Heft

durch die Buchhandlungen, die Expedition und die Agenturen
der Frankfurter Zeitung.

Mit der Lieferung von

Heft II

wird am 21. September begonnen.

Im Abonnement portofrei zu beziehen unter Nachlieferung
von Heft I zum Preise von

in Deutschland Mk. 3.-

in Frankfurt Mk. 2.70

für die ersten 6 Hefte.

Expedition der Frankfurter Zeitung
Frankfurt am Main.

England auf der Suche



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.
Ein französischer Gefangener, dem unterwegs ein paar Stiefel geschenkt wurden.



Phot. Berliner Ill.-Bl.
Indischer Offizier.

nach Feinden gegen uns



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.
Ein Gefangener, der sich schämt.

Dah unsere braven Soldaten gegen solche Kerls kämpfen müssen, wie sie sich auf der folgenden Seite um die französische Fahne scharen, ist niederdrückend. Aus diesen Gesichtern spricht nichts wie Rohheit und Grausamkeit. Werden es aber gefährliche Gegner sein im offenen Feldkampf? Raum, sie werden laufen, wie sie 1870 schon gelaufen sind, aber sie werden versuchen, als Hyänen des Schlachtfeldes, als hinterlistige Wegelagerer das zu leisten, wozu sie im offenen Kampfe nicht fähig sind. Wehe dem Armen, den sie hilflos finden. Wir wollen den Riggern nur wünschen, daß sie nicht mit Bayern zusammengeraten, die würden mit ihnen nicht sehr sanft umgehen, wenn sie sie bei irgend einer Schandtat erwischen, es könnte aber auch sonst etliche Landsturmlaute geben, die mit solchen Dekorationsstücken aus Zoologischen Gärten angemessen fertig werden.

Unsere Vettern jenseits des Kanals haben ja noch Ersprißlicheres vor: sie möchten uns am liebsten alle wilden Völkertämme der Erde auf den Hals heben und phantasieren jetzt schon



Leipziger Presse-Büro.
Diese Postkarte wurde von französischen Flugzeugen zu tausenden auf das deutsche Grenzgebiet abgeworfen, um die Bevölkerung in Angst zu versetzen. Die Bevölkerung bekam aber die gewünschte Angst nicht.

von den bengalischen Lanzenreitern und indischen Kamelen, die vor Berlin erscheinen sollen. (Vielleicht kann der Berliner Zoo auf diese Weise ein paar umsonst bekommen.) 200 000 Mann indische Truppen will man dem europäischen Schauplatz zuführen und statt ihrer — die Japs nach Indien schaffen. Die Nachricht hat bei uns durchaus kein Entsetzen hervorgerufen. Sie sollen es nur ruhig tun. Wir werden mit den bengalischen Reitern schon fertig werden und die Japs mit Indien. Vielleicht aber in einer Weise, wie man es sich am Londoner grünen Tisch nicht vorgestellt hat. Ob die Indier überhaupt die gelben Affen ertragen werden? Ob die Fadel der Revolution nicht mit dieser englischen Maßnahme in Indien entzündet wird? Wir werden ja erleben, wie die kommenden Wochen diese Frage beantworten werden. Daß es für sie auf je den Fall eine teuere Schlussabrechnung wird, das wissen die englischen Krämer schon jetzt — es muß ihnen also nicht besonders wohl ums Herz sein, wenn sie nach so verzweifelter Maßregeln greifen.



Indische Infanterie.



Phot. Berliner Ill.-Bl.
Indische Radshas, die, irreführt durch falsche Siegesnachrichten, England mit Geld unterstützen wollen.



Gen. Pau, Kommandeur Berlin.
Der einarmige General Pau.



Der russische General N



Die von ihm gestohlene Bowle.



Gen. Gallieni, Kommandeur Berlin.
General Gallieni.

Die silberne Bowle.

Als man kürzlich in Ostpreußen einen russischen General, der mit 90 Pferdekraften die Flucht ergriffen hatte, aus dem Auto aussteigen ließ, und so seine Flucht unliebenswürdig unterbrach, fand man zwischen seine Beine eingeklemmt eine silberne Bowle, die Bewohner des Städtchens Reidenburg einstens ihrem Landrat geschenkt hatten. Ob der General mit der Bowle nach

Petersburg fahren wollte, um diese fabelhafte Siegesbeute als Beweis der deutschen Niederlage vor der Moskauer Kathedrale aufzustellen, oder ob er sie beim nächsten Silberschmied „verfilbern“ lassen wollte, darüber hat er sich nicht geäußert. Daß er sie beim Durchzug irgendwo vom Tische, dann unter den Arm und schließlich bei der Flucht im Auto zwischen die Beine genommen hatte, gehört der Geschichte an und wird daher nicht vergessen werden.



Turkos, Frankreichs schwarze Soldaten, gegen die unsere Soldaten kämpfen müssen.

Post, J. Berlin.

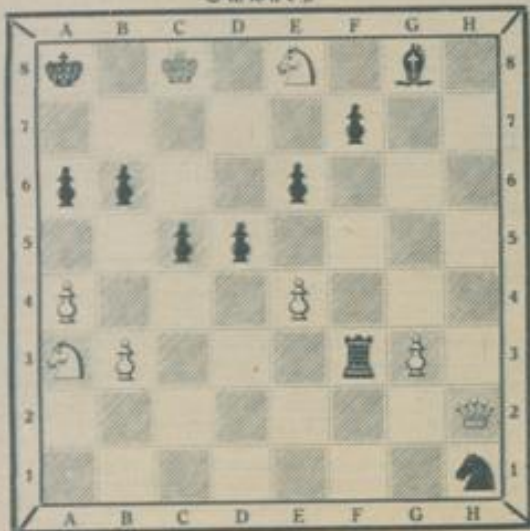
Schach.

Verarbeitet von J. Meier.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Aufgabe Nr. 7.

Von G. Baumgarten in Leipzig.
Schwarz.



Weiß.

Matt in vier Zügen.

Das obige Problem ist ein sogenanntes „Ideenproblem“. Der Verfasser ist einer der begabtesten Vertreter der modernen Richtung im Problemwesen.

Aus dem Gebiete des Endspiels.

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge gewinnt.

Das Studium der Turmendspiele ist für den Schachfreund von besonderer Wichtigkeit, da dieselben einerseits in der praktischen Partie sehr häufig vorkommen, andererseits bei scheinbarer Einfachheit oft überaus schwierig zu behandeln sind. Ein typisches Beispiel hierfür ist die obige, doch gewiß einfach aussehende Stellung. Sie rührt von dem hervorragenden Endspielformer M. Ratzke her. Die Lösung ist folgende:

Wie man russischer General wird.

Der erste Weg und zwar der angenehmste und müheloseste ist die Hof-Laufbahn; sie steht jedoch nur den Freunden der Großfürsten und den andern höchsten Persönlichkeiten offen. Solch ein hoher Herr hat immer einen kleinen Kreis von Intimen, die ihre guten Zeiten haben. Der eine ist ein trefflicher Trinkgenosse, der andere ein glänzender Gesellschaftler und Geschichtenerzähler, der dritte einfach ein „netter Herr“; je höher nun der Großfürst auf der Stufenleiter der militärischen Ehren steigt, desto weiter kommen auch seine Trabanten, und rasch sind sie beim General angelangt. Der zweite Weg, der teuerste, aber auch recht bequeme, ist das Eintreten in ein Garde-Regiment. Wer genug Geld hat, um in einem dieser vornehmen Regimenter mehrere Jahre auszuhalten, der



Mariamne: Oh, mein armer Lullu, der böse Deutsch hat dir eingeschlagen die Maul auch! oh-oh-oh

1. Tc2-c8
Der naheliegende Versuch Tc2-c8, Kd6 2. Tb7 scheitert an 2... Th1 und nun kommt der weiße König nicht mehr heraus.
1. Kc7-d6
Fall 1... Kd7 zu 2. Tb8, Th8 3. Kb7, Tb1+ 4. Ka6, Ta1+ 5. Kb6, Tb1+ 6. Kc5 und Weiß gewinnt.
2. Tc8-b8
Tb1-h1
3. Ka8-b7
Th1-b1
4. Kb7-c8
Tb1-c1
5. Kc8-d8
Tc1-h1
6. Tb8-b6
Kd6-c5 (oder A.)
7. Tb6-c6
Kc5-b5
8. Tc6-c8
Th1-h8
9. Kd8-c7
Th8-h7
10. Kc7-b8 und Weiß gewinnt.

Schachbriefwechsel.

H. S. in Darmstadt. Sie haben zwar den ersten Zug richtig angegeben, aber die Fortsetzungen sind falsch.

Köffelsprung.

•	glück	und	fällt	frei	deß	•
nicht	dem	mer	busen	dang	er	ner
um	den	glück	ent	tat	de	anß
ist	im	tiefe	dul	fein	schloß	schid
bei	ist	der	beide	ström	nicht	wer
•	scheln	ge	schmerz	festen	ge	•

Dezierbild.



Mit wem spricht der Herr Marquis?

Anzahlrätzel.

erabimtnedbnadbrezmiiieteltb
beteninemdienrutzrotdreentis
wncelbilsüiegtärtiee
Durch Anzahlen, wobei immer eine bestimmte Anzahl Buchstaben zu überspringen ist, findet man eine Strophe von Rückert.
Wieviel Buchstaben werden überschlagen und mit dem wievielten muß begonnen werden?

Auflösungen.

Karten-Rebus.

Man liest die Buchstaben in der Reihenfolge der Karten und findet dann:
Die Karte ist des Teufels Sclangbuch.

Ordnungsaufgabe.

Leichter Beispiele, Eintracht, Aderheit, Fernweh, Wohnung, not, Heuboden, Piesenbach, Gerichte, Danteschuld, Aentufy, Dichte, Garigummt, Immermann, Raentbaler, Medizin, Stossvogel, Senfemann, Zichel, Diebe, Saturn, Chemille.

Reicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Taten.

Schüler

Defizit-Aufgabe.

Kattenstuan,
Intendant
Gutenbergs
Cittenen
Rautenburg
Ententeich
Tutenfisch
Tutenbrang
Cittenberg
Nigoletto. (Verdi)

Magische Ecke.

P r e s s a n
K e i t e r
G e b a u
S t a b
K e n
n

Nachdruck verboten.

Haus und Küche.

Pflaumentonserven.

Von allen Früchten lassen sich Pflaumen am ausgiebigsten konservieren, wie nachstehende Anweisungen zur Genüge bezeugen.

Pflaumen bis Weihnachten frisch zu erhalten. Man schneidet die reifen Pflaumen, mit Handschuhen angefaßt, mit einer Schere vom Baum, den Stiel möglichst lang daran lassend. Dann wickelt man jedes Stück in weiches Seidenpapier, packt in einen Steintopf, der noch nie mit Fett in Berührung gekommen, eine Lage Pflaumenlaub, packt die Früchte darauf lagenweise mit Laub abwechselnd, bindet den Topf mit Schweinsblase zu und vergräbt ihn im Garten metertief in die Erde, wobei man das Papier mit einem Ziegelstein schließt, oder man vergräbt ihn im Keller unter einen Sandhaufen. Zu Weihnachten herausgenommen, kann man die völlig frischen Früchte entweder als Tafelobst reichen oder einen saftigen Pflaumentuchen davon baden.

Pflaumen in Zucker. Die Pflaumen werden am Stiel entfernt, dann säuert man den Zucker, auf jedes Pfd. Frucht 1 Pfd. Zucker gerechnet, in Wasser, gibt die Pflaumen hinein, ohne sie kochen zu lassen, schäumt den Saft ab, nimmt die Früchte, wenn sie heiß geworden, heraus, kocht den Zucker zum großen Flug, gibt die Pflaumen hinein, läßt sie aufkochen, schäumt ab, läßt sie in Saft erkalten, gießt dann den Saft ab, wälzt die Früchte in reichlich Zucker und legt sie auf Bleche, worauf man sie im Ofen gut trocknen läßt. Sie sind als Dessert sehr beliebt.

Pflaumen in Essig. Auf 1 Liter Essig rechnet man 1 Pfd. Zucker, kocht beides auf, zieht vom Feuer, legt gut abgewaschene, mit einer Nadel durchstochene Pflaumen hinein, läßt sie darin erkalten; am anderen Tage gießt man den Saft ab, kocht ihn mit Himt und Nelken nach Geschmack auf, gießt ihn über die Früchte, kocht ihn am dritten Tage die ein, gießt wieder darüber, läßt abkühlen und verbindet die Gläser.

Pflaumenmarmelade. 10 Pfd. Früchte kocht man mit 2-3 Tassen Wasser weich, nachdem man sie entfernt. Dann treibt man sie durch ein Sieb, kocht mit 6 Pfd. Zucker 20 Minuten unter ständigem Umrühren, läßt abkühlen, füllt in Steintöpfe, die man mit Acorat auspült, legt ein mit Acorat getränktes Papier darauf, streut auf dieses einige Körnchen Salz und verbindet sie mit Pergamentpapier.

E. Lema.

durchfliegt alle niederen Rangstufen. Daneben knüpft er in der elegantesten Lebenswelt hohe, zumeist weibliche Beziehungen an, die ihm rasch zu dem Posten eines Korpsführers verhelfen. Der dritte Weg, der eigentlich reguläre, der ziemlich lang ist, aber trotzdem zum Ziele führt, geht durch den Generalstab. Der Eintritt in den russischen Generalstab ist aber nun nicht etwa ein Zeichen besonderer Tüchtigkeit und großer Kenntnisse. Auch hier spielen Konnexionen die Hauptrolle. Die Beförderung dieser Generalstabler erfolgt nun genau nach einer besonderen Dienstaltersliste; Fähigkeiten und Tüchtigkeit spielen keine Rolle. Daher ist jedem Generalstabsoffizier, wenn er nicht besonderes Pech hat, der Posten eines Divisionskommandeurs sicher. Das alles erzählt der russische General Maratow in seinem Buch: Die Ursachen der russischen Niederlagen.

Frankfurter

Privatlazarette.

Je größeren Umfang die kriegerischen Ereignisse annehmen, umso härter wird auch der Zustrom der Verwundeten. Die Krankenhäuser haben alle Hände voll zu tun. Die großzügige Unterstützung von Seiten der Frankfurter Bürger ermöglicht es ihnen, überfüllte Räume zu vermeiden. Die Anzahl der von Privatleuten zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten ist so groß, daß augenblicklich aller Bedarf gedeckt ist. Wir bringen diesmal Bilder von dem idyllischen Haus Buchenrode des Herrn Dr. Arthur von Weinberg und der Herrn Karl von Weinberg und der Herrn Waldried. Die Bilder zeigen deutlich, wie gut es unsere Soldaten und Offiziere da draußen haben und wie sehr man darauf bedacht ist, ihnen beste Pflege angedeihen zu lassen. Welchen

Umfang die private Fürsorge angenommen hat, geht daraus hervor, daß die Zahl der dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellten Betten mehr als 5000 beträgt. Im ganzen dürften bisher etwa 3000 Verwundete in Frankfurt eingetroffen sein. Es stehen indes Lazarettäume zur Verfügung, in denen weit über 5000 Verwundete versorgt werden können. Von diesen Lazaretten hat eine große Anzahl Operationsräume und Röntgeneinrichtungen. Erfreulich hoch ist auch die Anzahl der Pflegestätten, in denen die Genesenden sich völlig erholen können. Diese gut organisierte Fürsorge wird es ermöglichen, daß viele Hunderte von Leichtverwundeten bald wieder hergestellt sein werden und zur Fahne zurückkehren können, was sie so sehnlichst wünschen.



Haus Buchenrode des Herrn Dr. Arthur von Weinberg.



Auf der Veranda in Haus Buchenrode.



Villa Waldried. Beim Abendbrot in der Villa Waldried des Herrn Karl von Weinberg.

* Das Letzte vom Tage. *



Erbeutete russische Aeroplane werden nach Deutschland transportiert.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Generalmajor Scherbening,
Kommandeur der 21. Feldart.-Brig. (Frankfurt a. M.)
Starb den Heldenod fürs Vaterland.

Phot. Post. Frankfurt a. M.

Von der Deutschwehr in Berlin-Wilmersdorf wird eine Brosch. herausgegeben, die als Ersatz für Trauerkleidung gedacht ist. Sie enthält nur die Worte: Stolz gab ich ein teures Haupt für's Vaterland. Die Brosch. hat bereits Anklang gefunden, jedenfalls ist sie ein guter Versuch, das Tragen von schwarzen Kleidern als Zeichen der Trauer um gefallene Angehörige zu bekämpfen, denn wie wir schon in einer der letzten Nummern ausführten, ist es nicht angebracht, Deutschland mit einem schwarzen Bahrtuch zu überziehen und so die allgemeine Stimmung herabzudrücken.

Eine Gedenksprache.



Das wäre vor allen Dingen auch nicht im Sinne der Helden, die draußen auf dem Felde der Ehre in hingebender Aufopferung für uns ihr Leben liehen. Das Ganze steht über dem persönlichen Geschick. Darum soll ein jeder die Trauer in sich verschließen, wie ein kostbares Gut, denn der Tod auf dem Felde ist der schönste und ehrenvollste, wenn er auch Leid genug bringt für die, die zurückgeblieben sind und die den Toten Bräutigam, Gatten, Bruder oder Freund nannten.

.. ..



Markttag in einem zerstörten ostpreussischen Grenzstädtchen.

Da die Geschäftsläden zerstört sind, müssen die Nahrungsmittel auf offener Straße verkauft werden.

Leipziger Presse-Büro.